

Karl-Heinz Ohlig

## Rede- und Pressefreiheit

Immer bedroht und neu zu erkämpfen

Der indisch-britische Literat Salman Rushdie hat in diesem Jahr die Frankfurter Buchmesse eröffnet. Diese Einladung war mutig, weil Rushdie immer noch, seit 1989, von einer Fatwa des Ajatollah Chomeini, die seine Ermordung anordnet, bedroht ist. Diese Todesdrohung war eine Reaktion auf den satirischen Roman Rushdies „Die satanischen Verse“. Konsequenterweise hat der – angeblich heute gemäßigte – Iran seine Teilnahme an der Buchmesse abgesagt. Glücklicherweise kam es nicht zu einem Anschlag.

Rushdies Ansprache hatte, für ihn beinahe zwingend, die Rede- und Pressefreiheit zum Thema, die er für ein fundamentales Menschenrecht hält: „Redefreiheit sollte wahrgenommen werden wie die Luft: als selbstverständlich“. Ohne sie seien alle anderen Freiheiten bedroht. Er beklagte die Einschränkungen dieser Freiheit durch religiösen Fanatismus und Intoleranz innerhalb des Islam, sieht sie aber auch gefährdet durch die im Westen heute verbreitete und beinahe zwanghaft normative *political correctness*. Diese verhindert oder erschwert die Publikation islamkritischer Aussagen, die zudem zu ihrer effektiveren Bekämpfung von Gutmenschen und Multikultivertretern automatisch als rechtslastig oder wenigstens als islamophob verdächtigt werden.

Die Rede- und Pressefreiheit wird heute vor allem – aber nicht nur – in islamischen Ländern unterdrückt, selbst in Staaten wie in der Türkei, die längere Zeit als „liberaler“ galten, ist sie mehr als bedroht. In Europa bzw. im Westen ist sie nach langen und intensiven Auseinandersetzungen und Kämpfen prinzipiell durchgesetzt.

„Prinzipiell“ soll heißen, dass sie nicht uneingeschränkt gilt. So wurde z.B. unsere Zeitschrift *imprimatur* – mit einem Namen,

der satirisch auf die kirchliche Druckerlaubnis verweist - vor 48 Jahren gegründet, weil damals die kirchliche Presse und kirchliche Verlage kritische Beiträge nicht veröffentlichen wollten (oder durften), woran sich bis heute nur in Ausnahmefällen etwas geändert hat. Immerhin hatte diese Gründung keine kirchlichen Verfahren nach sich gezogen; außer nur schwer nachweisbaren beruflichen Nachteilen für einige Mitarbeiter wurde nur einer von uns wegen einer satirischen Zeichnung aus seinem Priesteramt gedrängt.

Schwerer haben es Theologen oder Professoren, die durchaus Sanktionen auf sich ziehen können, wenn sie abweichende Meinungen vertreten – was vor allem fatalerweise zu einem „vorausseilenden Gehorsam“ führen kann: man versucht, nur noch Systemkonformes zu publizieren. Dies wirkt sich besonders auf die theologischen Nachwuchskräfte aus, die aufpassen müssen, nicht die von der Amtskirche gesetzten Vorgaben zu verletzen, wenn sie noch eine Berufschance haben wollen. Deswegen verzichten viele, oft die besten, lieber auf diesen Berufsweg und wenden sich anderen Wissenschaften zu – mit der Folge, dass bei der Neubesetzung von Lehrstühlen nur noch seltener originelle und wissenschaftlich kompetente Kandidaten zu finden sind.

Aber solche Einschränkungen gibt es nicht nur in der katholischen Kirche, auch andere ideologische Organisationen setzen Grenzen, zumindest für die bei ihnen abhängig Beschäftigten. Diese können nur von Leuten überschritten werden, die ein Risiko eingehen.

Nun muss man einräumen, dass einer Ideologie und bestimmten Idealen verpflichtete Großorganisationen durchaus von ihren Mitarbeitern ein positives Engagement in ihrem Sinn erwarten können. Gegner der spezifischen Ziele in den eigenen Reihen wären kontraproduktiv.

Hier gibt es einen echten Konflikt zwischen Redefreiheit und den eigenen Zielen, der ausgetragen werden muss. Nur scheint es so zu sein, dass viele als „Gegner“ bzw. „untragbar“ Charakterisierte ihre abweichende Haltung – das gilt in der Regel z.B. für fast alle Theologen - gerade nicht aus einer Gegnerschaft heraus vertreten, sondern aus einer besseren Kenntnis dessen,

was z.B. „Kirche“ oder Christentum ausmachen sollten, was abzuwerfender Ballast ist oder sich sogar gegen die eigenen Ideale richtet. Abweichende Meinungen werden oft aus einem starken positiven Engagement heraus vertreten. Das Gespür für solche Sachverhalte scheint den meist sehr eindimensionalen, oft schlichten Verantwortlichen zu fehlen.

Die Ausübung der Rede- und Pressefreiheit erfordert also weiterhin oft persönlichen Mut und Risikobereitschaft. Das wird sich wohl grundsätzlich niemals gänzlich vermeiden lassen, weil es das Paradies auf Erden noch nicht gibt. Wichtig aber ist, dass unsere westlichen pluralistischen Gesellschaften und Rechtsordnungen einen Rahmen vorgeben, der die Rede- und Pressefreiheit garantiert und so eine Berufungsinstanz in Konfliktfällen bietet.

Allerdings scheint dieser gesetzliche Rahmen durch die oft aus besten Absichten erwachsene *political correctness* in Gefahr zu geraten. Diese mag sich auf eine Reihe von Problemfeldern beziehen, bei denen alternative Meinungen repressiv behandelt werden. Das wichtigste und für ein gedeihliches Miteinander abträglichste dieser Problemfelder scheint der Umgang mit dem Islam zu sein, der gerade jetzt und in der weiteren Zukunft durch den starken Zuzug von islamischen Flüchtlingen eine immer größere Rolle spielt.

Es scheint nicht zu genügen, dieses Thema auszuklammern und lediglich zu postulieren, dass sich alle, die auf Dauer hier bleiben möchten, das Grundgesetz und europäische Werte – z.B. im Verhältnis von Frauen und Männern, bezüglich der Trennung von Religion und Politik/Gesellschaft, Toleranz usw. – anerkennen müssen. Dabei wird übersehen, dass solche Verhaltensweisen nur möglich werden, wenn auch die mitgebrachten (unterschiedlichen) islamischen Vorstellungen kritisch befragt werden. Gerade aber diese notwendige historisch-kritische Auseinandersetzung wird aus Gründen der *political correctness* tabuiert. Man darf durchaus die Verhältnisse in islamischen Ländern, ihre politischen Führer, Gruppierungen, Terrororganisationen usw. kritisieren, aber die grundlegenden Fragen nach der Religion selbst, ihren Bezugspersonen und Normen, damit also

nach der eigenen Geschichte, dürfen nicht problematisiert werden – obwohl gerade davon die Integrationsperspektiven abhängen. Diese Problematik reicht tiefer als die vorher erwähnten sozialpsychologischen Einschränkungen von Rede- und Pressefreiheit durch Großorganisationen. Hier scheint „das Prinzip“ selbst in Frage zu stehen.

\*\*\*

Christoph Hübenthal

## **Ökospiritualität als Naturrecht – Ein Kommentar zu Papst Franziskus' jüngster Enzyklika *Laudato si'***

Nachdem die erste Welle der fast durchgehend positiven Kommentare zu Papst Franziskus' Umweltencyklika *Laudato si'* ein wenig abgeebbt ist, lässt sich in einem zweiten Blick vielleicht nüchterner abschätzen, welcher Stellenwert diesem Dokument im Kontext der katholischen Sozialverkündigung zukommt. Was jedenfalls gleich zu Beginn des Schreibens ins Auge fällt, ist die bewusst vollzogene Ausweitung des Adressatenkreises. Während die Schreiben früherer Päpste lediglich alle Christgläubigen oder bestenfalls alle Menschen guten Willens ansprachen, wendet Franziskus sich ausdrücklich „an jeden Menschen [...], der auf diesem Planeten wohnt“ (8). Damit bürdet er sich von Anfang an eine ungeheure Last auf. Um seine globale Zielgruppe zu erreichen, muss er sich nämlich einer allgemeinverständlichen Sprache bedienen und kann nicht bloß auf Überzeugungen setzen, die innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft unumstritten sind. Die spannende Frage ist also: Ist es dem Papst tatsächlich gelungen, eine solche Sprache zu finden?

In seinem Bemühen um generelle Verständlichkeit hätte Franziskus durchaus auf ein altbewährtes Instrument zurückgreifen können, nämlich auf das in der katholischen Soziallehre seit jeher gepflegte Naturrechtsdenken. Bekanntlich soll das Naturrecht eine – sowohl der menschlichen wie der nichtmenschlichen Natur eingeschriebene – Normativität bezeichnen, die gerade wegen ihrer naturalen Grundlage universale Geltung beansprucht und somit für jeden Menschen einsichtig sein will. Ehrlicher Weise sollte man an dieser Stelle allerdings gleich hinzufügen, dass Franziskus' Vorgänger allesamt nicht sonderlich erfolgreich waren, eine in ethischer Hinsicht hieb- und stichfeste Rekonstruktion des Naturrechts vorzulegen. Wo immer sich Zeitgenossen nicht so recht überzeugt zeigen wollten, dass bestimmte moralische Forderungen tatsächlich dem Naturrecht entstammen, da beanspruchten die Päpste eine besondere Auslegungskompetenz für sich, die sie sinnigerweise damit begründeten, dass der Offenbarungsglaube einen privilegierten Zugang zum Willen Gottes, also dem Urheber des Naturrechts, verschaffe. Dieser hermeneutische Kunstgriff verdichtete sich dann im Topos von der „durch die Offenbarung erleuchteten Vernunft“, die allein ein vollumfängliches Verständnis naturrechtlicher Regelungen ermögliche.

Franziskus wählt eine erkennbar andere Strategie, um die selbst gestellte Forderung nach genereller Verständlichkeit zu erfüllen. Zwar spricht auch er vom Naturrecht und bezieht sich an einer Stelle sogar – unglücklicherweise, wie man leider sagen muss – auf die Rede Benedikts XVI. vor dem Deutschen Bundestag (155), in der dieser zwar ungewollt, dafür aber umso offensichtlicher die eben beschriebenen Inkonsistenzen des Naturrechtsdenkens vor Augen geführt hatte. Franziskus' Interpretation des Naturrechts – sofern man diesen Begriff nun überhaupt noch verwenden will – unterscheidet sich jedoch substantiell von der traditionellen Lesart. Schon die immer wiederkehrende Metapher vom „gemeinsamen Haus“ bringt prägnant zum Ausdruck, dass es ihm weniger um die Darlegung eines streng deduktiven Moralsystems geht, sondern zunächst nur um die Freilegung einer anthropologischen Tiefenschicht, in der sich alle Menschen in ihre natürliche,

soziale und kulturelle Umwelt eingebunden wissen. Sobald diese Einbindung zum Gegenstand authentischer menschlicher Erfahrungen geworden ist, lässt sich auch deren intrinsische Normativität demonstrieren. Man geht sicher nicht zu weit, wenn man hier einen grundlegenden Kurswechsel konstatiert. Im Mittelpunkt steht nun nicht mehr die Einschärfung einer legalistisch verkürzten Naturrechtsdoktrin, sondern vielmehr der Appell an eine ökologische Spiritualität, die schon darum nicht weniger universal sein will, weil sie den Menschen aufs Ganze seines Daseins hin anspricht. Genau von dieser spirituellen Tiefendimension her versucht Franziskus seine ökologische Ethik zu entfalten.

Zweifellos werden derartige Versuche oft als Spinnerei abgetan, und auch der Papst gibt sich keiner Illusion hin, dass seine Herangehensweise von einigen für ein „von romantischen Schwärmern verursachtes Ärgernis“ (54) gehalten wird. Dennoch lässt er sich auf das Wagnis ein. Entsprechend muss er eine neutrale Argumentation bemühen, die die vitale Einbettung jedes einzelnen Menschen in seine Umwelt sowie deren ethischen Implikationen tatsächlich für alle einsichtig zu machen vermag. Diesen Versuch unternimmt er im vierten Kapitel, in dem er die Grundzüge einer „ganzheitlichen Ökologie“ skizziert. In einer vergleichsweise nüchternen, darum aber nicht weniger eindrücklichen Sprache zeichnet er hier die fundamentale Abhängigkeit des Menschen von seiner naturalen, sozialen und kulturellen Umwelt nach und legt auch Verbindungen zum Alltags- und Wirtschaftsleben. Wo dieses Verdankt-Sein nicht in seiner Gänze zur Kenntnis genommen werde, so argumentiert er weiter, ergäben sich verschiedene Krisenphänomene, die jedoch allesamt als Ausdruck eines ganzheitlichen Problemkomplexes betrachtet werden müssten. „Es gibt nicht zwei Krisen nebeneinander, eine der Umwelt und eine der Gesellschaft, sondern eine einzige und komplexe sozio-ökologische Krise“ (139). An vielen Beispielen illustriert der Papst sodann die Wechselwirkung zwischen den Einzelnen und ihrem natürlichen, sozialen und kulturellen Lebensraum, so dass die These von der ökologischen Interdependenz von Individuum und Umwelt, von der ganzheitlichen ökologi-

schen Situiertheit des Menschen zusehends plausibler wird.

Diese Interdependenz, so macht Franziskus anschließend klar, „verpflichtet uns, an *eine einzige Welt, an einen gemeinsamen Planeten* zu denken“ (164). In der ontologischen Verbundenheit von Mensch und Welt liegt somit die normative Quelle seiner holistisch-ökologischen Ethik. Folgerichtig erklärt er dann auch, dass für ihn das Prinzip des Gemeinwohls „eine zentrale und Einheit schaffende Rolle in der Sozialethik spielt“ (156). Im Ausgang vom Begriff des Gemeinwohls werden konsequenterweise dann die übrigen Prinzipien der katholischen Soziallehre rekonstruiert und in einen konsistenten und kohärenten Zusammenhang gestellt. Zwar gab es auch früher schon Versuche, das Gemeinwohl zum Leitprinzip der christlichen Sozialethik zu erklären, aber derlei Unternehmungen kranken oft daran, dass man allzu leicht geneigt war, Einzelne einem vermeintlich übergeordneten Interesse unterzuordnen und sie bisweilen sogar zu opfern. In diese Falle geht Franziskus gewiss nicht, wenn er unmittelbar nach der Einführung des Gemeinwohlprinzips die „grundlegenden und unveräußerlichen Rechte“ jeder und jedes Einzelnen betont (157).

Auf die Ausgangsfrage, ob es dem Papst nun gelungen ist, eine Sprachform zu finden, die wirklich alle Adressaten anzusprechen vermag, darf man wohl mit einem vorsichtigen Ja antworten. Tatsächlich beruht sein Zugang über die ökologische Interdependenz von Mensch und Umwelt einschließlich der dazugehörigen normativen Implikationen auf einer Argumentationsfigur, die keinerlei theologische Voraussetzungen macht und daher für alle prinzipiell plausibel sein kann. Nur beiläufig sei erwähnt, dass bei Franziskus' Begründung des Gemeinwohls aus der ökologischen Situiertheit des Menschen auch kein klassischer Seins-Sollens-Fehlschluss vorliegt nach dem Motto: Nur darum, weil der Mensch mit seiner naturalen, sozialen und kulturellen Umwelt verwoben ist, muss er diese auch ehren und schützen. Dem Papst gelingt es vielmehr zu zeigen, dass mit der ökologischen Einbettung des Menschen immer auch notwendige Wertungen einhergehen, die ethisch durchaus fruchtbar zu machen sind.

Wenn der bisherige Befund einigermaßen zutrifft und Franziskus sich zur Stützung seines ethischen Anliegens tatsächlich weitgehend säkularer Argumentationsmuster bedient, dann stellt sich natürlich die Frage, worin der spezifische Beitrag der jüdisch-christlichen Tradition liegen soll, immerhin sprechen viele Passagen der Enzyklika eine durchaus theologische Sprache. Zu Beginn des zweiten Kapitels, in dem es um „das Evangelium von der Schöpfung“ geht, wirft der Papst diese Frage selbst auf und gibt umgehend eine Antwort, die für die zukünftige Verhältnisbestimmung von säkular-ethischem und christlich-theologischem Sprachspiel wegweisend sein dürfte. „Wenn wir die Komplexität der ökologischen Krise und ihre vielfältigen Ursachen berücksichtigen, müssten wir zugeben, dass die Lösungen nicht über einen einzigen Weg, die Wirklichkeit zu interpretieren und zu verwandeln, erreicht werden können. [...] Wenn wir wirklich eine Ökologie aufbauen wollen, die uns gestattet, all das zu sanieren, was wir zerstört haben, dann darf kein Wissenschaftszweig und keine Form der Weisheit beiseitegelassen werden, auch nicht die religiöse mit ihrer eigenen Sprache“ (63). Ganz offensichtlich schwebt dem Papst hier eine Art Konvergenzargumentation vor, bei der säkulare Wirklichkeitshermeneutiken durch Erkenntnisse aus religiösen Traditionen bereichert werden, also durch Erkenntnisse, die weder auf wissenschaftlichem Weg noch im Rahmen einer profanen Weltsicht zu generieren sind. Im konkreten Fall heißt dies, dass zunächst mit Hilfe einer nichtreligiösen Argumentationsfigur die ökologischen Bezüge des Menschen dargelegt und normative Konsequenzen daraus gezogen werden. Sodann kann eine Rückbesinnung auf den jüdisch-christlichen Schöpfungsglauben anschaulich vor Augen führen, wie sich das Faktum der ökologischen Situiertheit ins Ganze eines Lebensentwurfs integrieren lässt und dort motivationale Wirksamkeit entfaltet. Auf diese Weise werden die beiden Sprachspiele klar voneinander abgegrenzt und doch sinnvoll aufeinander bezogen. Auch wenn die Enzyklika an einigen Stellen von dieser selbst auferlegten Maxime abweicht, verdient schon der Umstand, sie so klar formuliert zu haben, allerhöchste Beachtung.

Nun könnte das bislang Gesagte vielleicht Eindruck erwecken, als entwickle der Papst lediglich eine softe Form von Normativität, verortet er doch den letzten Grund moralischer Verpflichtung in einem ökologisch-spirituellen Bewusstsein. Durch seine Bemerkungen zur „menschlichen Wurzel der ökologischen Krise“ (Kapitel 3) und seine „Leitlinien für Orientierung und Handlung“ (Kapitel 5) wird man allerdings rasch eines Bessern belehrt. Hier begegnet man nämlich wieder jenem Ton, der schon im Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* aufhorchen ließ und der einen Kommentator dazu veranlasst hat, in Bezug auf die Enzyklika von einem „moralinsauren Gebräu“ zu sprechen. Wie sich gleich zeigen wird, hat der Papst jedoch erheblich mehr zu bieten als bloß die larmoyante Verurteilung kapitalistischer Auswüchse, vielmehr steht seine Kritik auf einer äußerst tragfähigen ethischen Grundlage. Aber auch ohne angestrenzte moraltheoretische Begründung sollte klar sein, dass sich die schlichte Binnenlogik der Ökonomie nur schwerlich mit einer anspruchsvollen Ökologie harmonisieren lässt. „Innerhalb des Schemas der Rendite“, so schreibt Franziskus daher zu Recht, „ist kein Platz für Gedanken an die Rhythmen der Natur, an ihre Zeiten des Verfalls und der Regenerierung und an die Kompliziertheit der Ökosysteme, die durch das menschliche Eingreifen gravierend verändert werden können“ (190).

Wie gesagt, Franziskus belässt es in seiner Kapitalismuskritik nicht bei wohlfeilen Anklagen, sondern plädiert für eine ethische Herangehensweise, die man bei näherer Betrachtung durchaus mit dem Label „diskursethisch“ versehen könnte. Im Zusammenhang mit Umweltverträglichkeitsprüfungen schreibt er zum Beispiel: „Immer ist es notwendig, den Konsens unter den verschiedensten gesellschaftlichen Akteuren einzuholen, die unterschiedliche Perspektiven, Lösungen und Alternativen beisteuern können. Einen privilegierten Platz müssen jedoch die Einwohner vor Ort haben, die sich fragen, was sie für sich und für ihre Kinder wollen, und die auch Ziele in Betracht ziehen können, die das unmittelbare wirtschaftliche Interesse übersteigen“ (183). Offensichtlich geht es dem Papst hier um eine Form von konsensori-

entiertem Diskurs, bei dem das Gewicht der vorgetragenen Argumente durch das Maß bestimmt wird, in dem die Diskursteilnehmer von den jeweils geplanten Projekten betroffen sind. Dies entspricht ziemlich genau der diskursethischen Forderung, wonach nur die Normen Geltung beanspruchen dürfen, die in einem zwanglosen Diskurs von allen Betroffenen als gültig akzeptiert werden können. Zwar präjudiziert eine solche Vorgehensweise an sich keine bestimmten Resultate, aber der Papst hat durchaus Recht mit seiner Vermutung, dass die konsequente Anwendung dieses Verfahrens viele Missstände des kapitalistischen Wirtschaftssystems nachhaltig eindämmen würde. In diesem Sinne fordert er dann in Umweltfragen auch „zu einer ehrlichen und transparenten Debatte auf, damit Sonderbedürfnisse und Ideologien nicht das Gemeinwohl schädigen“ (188). Festzuhalten bleibt also, dass der Papst neben der ökologischen Ethik, die sich wesentlich aus einer ökologischen Spiritualität speist, eine zweite, direktere Form der Normativität entwickelt, die auf diskursethischer Grundlage die kapitalistische Wachstumsideologie kritisiert.

Im sechsten und letzten Kapitel präsentiert Franziskus dann die Maßnahmen zur Umsetzung dieser ethischen Vorgaben. Allem Anschein nach setzt er vor allem auf eine ökologisch-ästhetische Tugenderziehung, durch welche die geforderten spirituellen Haltungen allmählich erlernt und eingeübt werden sollen. So eindrucksvoll die Vorschläge des Papstes im Einzelnen auch sein mögen, in diesen Abschnitten offenbart sich doch eine empfindliche Leerstelle seiner Argumentation. Nachdem er die tugendethische Erziehung ausführlich beschrieben hat, stellt er zu Recht fest: „Allerdings ist es zur Lösung einer so komplexen Situation wie der, mit der sich die Welt von heute auseinandersetzen muss, nicht genug, dass jeder Einzelne sich bessert“ (219). Die Individualethik muss also durch eine Sozialethik ergänzt werden. In den folgenden Passagen skizziert Franziskus jedoch ein kommunitaristisches Programm, das die Tugendethik bloß in unterschiedliche Gemeinschaften hinein verlängert. Was er lediglich fordert, ist, dass auch Gruppen und Kollektive ökospirituelle Haltungen ausbilden und auf ihre Weise in die Tat

umsetzen. Vor dem Hintergrund der an so vielen Stellen scharfsinnig analysierten Funktionsweise des kapitalistischen Systems greift diese Strategie aber eindeutig zu kurz. Denn Individuen und Gruppen sind auf entgegenkommende Strukturen angewiesen, damit sie die gewünschten Tugenden und Haltungen überhaupt entwickeln können; und diese Strukturen sind – wie Franziskus selbst immer wieder hellsichtig bemerkt – im Moment nur unzureichend ausgebildet. Die tugendpädagogischen Anstrengungen müssten also durch eine Sozialethik flankiert werden, die diesen Namen auch verdient. Es müssten politische und ökonomische Alternativen aufgezeigt werden, die den heute dominanten Strukturen entgegengesetzt werden könnten. Ansätze zu einer solchen Sozialethik sind in *Laudato si'* ebenso wie schon in *Evangelii gaudium* ja genügend vorhanden, aber sie werden vom Papst nicht konsequent weiterverfolgt und zu einem stimmigen Programm ausgebaut. Vielleicht muss man daher in diesem Punkt auf künftige Lehrschreiben von seiner Hand hoffen.

Dennoch, trotz dieses Mangels hat Franziskus mit seiner Enzyklika die katholische Soziallehre ein bedeutendes Stück vorangebracht. Zum ersten Mal richtet ein Papst seine ethische Botschaft ganz bewusst an alle Menschen und bedient sich zu diesem Zweck einer Sprache, die dem universalen Anspruch tatsächlich gerecht wird. Er versteht es, das theologische vom ethischen Sprachspiel klar zu trennen und dennoch sinnvoll auf einander zu beziehen. Seine ökospirituelle Interpretation des Naturrechts eröffnet theoretisches Neuland, das auch für die säkulare Ethik anschlussfähig zu sein scheint. Natürlich wird es auch hiergegen wieder Einwände geben, aber diesmal dürfte der Gegenwind weniger von denen kommen, die die Position des Papstes für sachlich falsch halten, sondern eher von denen, die die Schalthebel der Macht bedienen und gerade deshalb sehr genau wissen, wie Recht er in Vielem hat.

*Dr. Christoph Hübenthal ist Professor der Systematischen Theologie an der Fakultät für Philosophie, Theologie und Religionswissenschaft der Universität Nijmegen.*

Hubertus Halbfas

## Institution - Macht - Evangelium

Neue Aspekte eines alten Themas

### I. Der jesuanische Anfang

Alle christlichen Kirchen bekennen in ihren zentralen Formeln einen Glauben, in dem das Leben Jesu nicht vorkommt. Die Glaubensbekenntnisse, wie sie gelehrt und gesprochen werden, ersetzen Jesus – von seiner Kreuzigung abgesehen – durch Christusdeutungen. Jesus von Nazaret kommt darin mit seinem Leben und Programm nicht vor. Dieses „Loch“ im Glaubensbekenntnis ist eine Paulus zu verdankende Verdrängung des historischen Jesus. Er hat Jesus zu dessen Lebenszeit nicht gekannt. Hat sich offensichtlich auch nie bemüht, genaue Kenntnisse über Jesus und seine Reich-Gottes-Botschaft zu gewinnen, obwohl er Petrus besuchte und fünfzehn Tage bei ihm blieb (Gal 1,18). Vielleicht wollte er sich nicht in Abhängigkeit von diesen Augen- und Ohrenzeugen begeben, weil er Wert darauf legte, „sein“ Evangelium „nicht von einem Menschen übernommen und gelernt, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi empfangen“ zu haben (Gal 1,12). Jedenfalls überging Paulus alles, was Jesus zu seinen Lebzeiten bewegte und lehrte. Gäbe es nur „sein Evangelium“, wäre für uns Jesus nicht einmal eine blasse Kontur: wir würden keine Gleichnisse kennen, keine Bergpredigt, kein Vaterunser, keine Kenntnis von Jesu Leben und Verhalten haben.

Was Jesus interessierte, ist eine Lebensordnung, die er als „Herrschaft Gottes“ oder „Reich Gottes“ verstand: keine jenseitige Welt, sondern eine Lebensweise in der Welt der Menschen. Er schrieb in den Alltag dessen göttliche Bestimmung hinein. Dies machte er konkret durch eine provokante offene Tischgemeinschaft als Symbol und Realisation seiner Lehre.

Schaut man sich die Lehre Jesu näher an, so gilt größte Allgemeinheit. Von Juden

oder Nichtjuden ist kaum die Rede; es geht generell um Menschen. In allen seinen Gleichnissen handeln Menschen, weder Juden noch Griechen oder andere herausgehobene Spezies: Ein *Mensch* sät Samen auf seinen Acker, sät ein Senfkorn aus, findet einen Schatz im Acker, sucht ein verlorenes Schaf, bereitet ein großes Mahl ...; ein *Mann* lädt zum Gastmahl, hatte zwei Söhne, war reich, hatte einen Verwalter ...; eine *Frau* mengt Sauerteig in drei Saton Mehl, sucht ihre Drachme; eine *Witwe* kam zu einem Richter ... und so weiter. Und wenn es benennbare Gruppenvertreter sind wie Pharisäer und Zöllner, die zum Tempel gehen, so stehen sie doch für Menschen schlechthin.

Für den Erzähler und Weisheitslehrer Jesus ist Gott eingeschrieben in die Alltäglichkeit des menschlichen Lebens. „Er lässt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte“ (Mt 5,45). Auch hier uneingeschränkte Allgemeinheit. Überall gibt es Menschen, die der „Summe“ aller Gebote folgen und aufrechte Mitmenschlichkeit leben, und solche, die sich diesem Anspruch verweigern. Auch wenn Jesus Jude war und zum eigenen Volk sprach, vertrat er doch ein Ethos, das Juden, Samariter und Heiden verbindet.

An anderer Stelle fasst Jesus sein Glaubensverständnis so zusammen: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit allen deinen Gedanken. Das ist das wichtigste und erste Gebot. Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz samt den Propheten“ (Mt 22, 37-40).

Da ist seine Geschichte vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25-37). Auch sie überschreitet gängige Abgrenzungen, wie sie für antike Kulturen bestanden. Zur Zeit Jesu mischten sich im Lande Juden, Römer, Syrer, Griechen – blieben aber dennoch Juden, Römer, Syrer, Griechen. Innerhalb des eigenen Volkes lebten Pharisäer, Saduzzäer, Essener, Samaritaner auf Distanz. Solch „klare Verhältnisse“ gaben Sicherheit in dem, was zu tun und zu lassen war. Das Ethos begründet die moralischen Verhaltensweisen einer sozialen Ordnung, es sta-

bilisiert sie und grenzt sie zugleich von anderen Gruppen ab.

Nun erzählt Jesus die Geschichte von dem Mann, der unter die Räuber gefallen ist. Die beiden Kleriker, von denen am ehesten Hilfe zu erwarten wäre, „gehen vorüber“. Umso erstaunlicher ist es, dass ausgerechnet ein Samariter sich hier engagiert und dabei jedes zumutbare Maß überschreitet. Aus der Sicht Jesu gibt es keine Kategorie, die im Voraus bestimmt, wer dem anderen der Nächste ist, weder Gesetz noch Brauchtum, weder Sprach-, Kultur- oder Volkszugehörigkeit.

Am besten glauben Priester und Levit zu wissen, was „der Wille Gottes“ ist. Sie finden ihn in der Heiligen Schrift und im Tempelkult. Aber der Gedanke, in einem Straßengraben zwischen Jerusalem und Jericho Gottes Willen zu begegnen, hat sie nie berührt. Hingegen lag Jesus eine Eingrenzung Gottes auf die traditionellen Orte der Religion fern.

Wie bei Amos, Micha, Jesaja findet sich sein Gottesglaube in die Lebensumstände des Menschen eingebunden. Der Mitmensch wird zum „Ort Gottes“. Der darin liegende Anspruch übersteigt kulturelle oder religiöse Trennungen. Ein Glaube aber, der zu genau wissen will, was wahr und was falsch ist und das je Definierte gegen das Offene setzt, hat seinen „Gott“ abgegrenzt, ihn vielleicht mit großen Attributen und Erhabenheit geschmückt, aber findet ihn darüber nicht mehr im Alltäglichen und Unvermuteten. Darum steht vor einem „Gott finden“ nicht selten der Anspruch, den Gott der Kindheit, den des Katechismus oder der später studierten Dogmatik, den Gott der sakrosankten Tradition los zu lassen, um für etwas ganz anderes, das quer zur eigenen Planung und Interessenlage steht, frei zu werden.

Jesu Evangelium ist im eigentlichen Sinne auch keine Lehre, sondern ein Lebensmodus, der nicht argumentativ bewiesen werden muss, weil er seine Überzeugungskraft aus sich selbst besitzt. Die Wahrheit eines Christentums, das der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu folgt, muss nicht geglaubt, nicht bewiesen und nicht verteidigt werden. Sich auf sie einzulassen, verlangt kein Verstandesopfer sondern Sensibilität,

Mitmenschlichkeit und Mitgefühl für alles Leben. Das Christentum, das sich in dieser Rückbesinnung auf das Evangelium Jesu zu sich selbst bekehrt, ist eine Größe, die sich heute noch nicht kennt.

Dieses Evangelium untersteht keiner Verwaltung. Es bahnt sich seinen eigenen Weg über die christlichen Kirchen hinaus. Es wirkte im Programm der französischen Revolution „Freiheit - Gleichheit - Brüderlichkeit“ oder in der Erklärung der Menschenrechte. Es setzt sich fort in der Sozialgesetzgebung der europäischen Staaten; im Internationalen Roten Kreuz; in Organisationen wie Amnesty International, Attac, Ärzte ohne Grenzen als auch in den Zielen von Greenpeace oder dem World Wide Fund For Nature (WWF), auch wenn hier kein historischer Kausalnexus vorliegt.

## II. Die paulinische Interpretation

Bei Paulus nun erfährt das Wort Evangelium eine vollständige Bedeutungsverschiebung. An die Stelle der Reich-Gottes-Botschaft Jesu tritt die Verkündigung des Gekreuzigten und Auferstandenen. Paulus deutet den Tod Jesu als Sühnopfer. Er kann auch von „Loskauf“, „Erlösung“ oder „Befreiung“ sprechen oder erklären, „dass Christus als unser Paschalamm geopfert wurde“. Demnach soll Gott erst durch den blutigen Opfertod Jesu mit der schuldbeladenen Menschheit versöhnt worden sein. Wer solchem Sühnedenken anhängt, muss allerdings die Frage beantworten, wer und wie der Gott sei, der solche Sühne verlangt und annimmt.

Für Jesus bedarf es keines Sühnetodes, um die Menschen mit Gott zu versöhnen. Im Gleichnis vom „verlorenen Sohn“ erwartet der Vater den heimgekehrten Sohn mit offenen Armen. Voraussetzung der Versöhnung ist die Einsicht des Sohnes heimzukehren; keinerlei Sühneleistung wird verlangt. Der durch Jesu Lehre und Leben erschlossene Gott hat nichts mit „Opfertod“ und Satisfaktion zu tun. Auch im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner genügt die Bitte: „Gott sei mir Sünder gnädig“, um angenommen zu sein. Kein Beichtstuhl, keine Absolution, keine Gnadenvermittlung durch Sakramente und Kirche, nichts was

eine Priesterschaft exklusiv zu vermitteln hätte.

Somit unterscheidet das Evangelium Jesu sich wesentlich von der Jesus-Interpretation des Paulus, in der das Reich-Gottes-Programm Jesu nicht mehr vorkommt. Die geschichtliche Entwicklung hat den Weg des Paulus fortgesetzt. Während das Denken Jesu davon bestimmt war, dass Gott einem jeden Menschen unmittelbar ist, beansprucht Paulus den Tod Jesu als Vermittlungsleistung, deutet entsprechend das Mahlverständnis Jesu um und begründet im Fortgang dieser Entwicklung das heutige Kirchenverständnis.

Es ist darum folgerichtig, dass im Apostolischen Glaubensbekenntnis der historische Jesus von Nazaret fehlt. Dieses „Loch“ im Credo setzt sich im theologischen System bis zum heutigen Tage fort und wird kaum als Defizit empfunden. Aber solange die Christenheit Jesus in der Interpretation des Paulus sieht, entfernen sich modernes Denken und paulinischer Glaube voneinander - mit der Konsequenz eines zunehmenden Glaubensverlusts.

Bei Paulus gewinnt der Begriff Evangelium einen neuen Grundton. Er fordert nun „Glaubensgehorsam“: „Wer ein anderes Evangelium verkündigt, als wir euch verkündigt haben, der sei verflucht, auch wenn wir selbst es wären oder ein Engel vom Himmel. Was ich gesagt habe, das sage ich noch einmal: Wer euch ein anderes Evangelium verkündigt, als ihr angenommen habt, der sei verflucht.“ Bereits der Zweite Thessalonicherbrief macht von der Annahme oder Ablehnung dieser Botschaft das Schicksal der Menschen beim Gericht abhängig: „Dann übt er Vergeltung an denen, die Gott nicht kennen und dem Evangelium Jesu, unseres Herrn, nicht gehorchen. Fern vom Angesicht des Herrn und von seiner Macht und Herrlichkeit müssen sie sein, mit ewigem Verderben werden sie bestraft, wenn er an jenem Tage kommt, um inmitten seiner Heiligen gefeiert und im Kreis aller derer bewundert zu werden, die den Glauben angenommen haben“. War Jesu Evangelium noch uneingeschränkte Freudenbotschaft, so kommt nun ein drohender Unterton auf, der später immer stärker anschwillt.

Wer aber „Glaubensgehorsam“ fordert, setzt auf Kontrolle – und befördert damit eine Entwicklung, die jede Abweichung mit gesteigerter Drohung beantwortet. Schon an den Rändern der apostolischen Zeit melden sich Parolen, einen ketzerischen Menschen, einerlei, ob er ethische oder doktrinäre Probleme stellt, zu meiden, ihn nicht einmal zu grüßen oder aus der Gemeinde auszustoßen. Die inquisitorische Praxis der Kirche beginnt hier; ihre geschichtliche Entfaltung ist bekannt.

Demgegenüber ist die Wahrheit, zu der Jesus aufruft, weder eine theologische noch wissenschaftliche Wahrheit, keine experimentelle, logische oder metaphysische Aussage, sondern ein die Zeiten überdauernder Anspruch – die Wahrheit der Liebe.

### III. Die Konstantinische Wende

Im Römischen Reich musste sich das junge Christentum dann gegenüber einer Weltordnung mit religiösem Anspruch behaupten. Das führte zu kompatiblen Organisationsstrukturen, die schließlich Kaiser Konstantin politisch zu nutzen wusste. Er akzeptierte das Christentum, so dass es sich seitdem als staatstragend entwickelte. Der dafür tauglichen nizanischen Christologie fehlt allerdings jede Reich-Gottes-Erinnerung. Das machte sie strategisch nützlich, ihren Ansatz aber häretisch. Als schließlich unter Kaiser Theodosius diese Reich-Gottes-entleerte Religion alleinige Staatsreligion wird, legitimiert fortan der thronende Christus die politische Herrschaft. Der Wanderlehrer Jesus von Nazaret verschwand hinter dem hoheitlich herrschenden Christus, in dessen Typus vor allem göttliche Qualitäten interessieren. Jesus hingegen hatte nicht dazu aufgefordert, eine hellenistische Lehre über ihn zu entwickeln, sondern in der prophetischen Tradition seines Volkes den Armen und Hilflosen Stütze zu sein und darin den Willen Gottes zu erkennen.

Der hiermit umrissene Paradigmenwechsel, die Konstantinische Wende, ist der größte innerhalb der Kirchengeschichte. War bis dahin die Entscheidung zum Christentum mit Zurücksetzungen, Unverständnis, Bedrohung, Repression, Verfolgung und oft sogar mit der Todesstrafe verbunden, so wird dieser Status jetzt Voraussetzung für

eine öffentliche Karriere. War es bis dahin in den Gemeinden ungern gesehen, dass Christen Militärdienst leisteten und anfangs sogar strikt verpönt, so wird die Kirche jetzt staatstragend, also auch für die militärische Moral zuständig. Waren bis zum Jahr 313 die Presbyter besonderer Gefährdung ausgesetzt, werden sie jetzt besoldete Staatsbeamte und rücken in einen exquisiten Privilegienstand. Die Konstantinische Wende eröffnete eine Entwicklung des Christentums, die Religion und Politik, Kaiserkult und Gottesbild, Christenheit und Gesellschaft in Wechselbeziehungen rückte. Die langfristigen Wandlungen, die sich daraus ergaben, sind:

1. Das Christentum erschien nun im Römischen Reich als Staatsreligion und Staatskult. Die Kirche begann sich nach dem Modell des Reiches umzugestalten. Das hatte auch Konsequenzen für das Glaubensverständnis: Das Kaiserbild wurde zur Matrix des Kultbildes; der Imperator prägte das Bild des Pantokrators, wie es übermächtig bald aus den Apsiden des basilikalischen Kirchenbaus auf die Gemeinden herabschaute.

2. Der von Konstantin verliehene Stand einer *religio licita* war nur die juristische Legitimationsformel des Anfangs. De facto erfolgte gleich eine Privilegierung gegenüber den römischen Religionstraditionen. Als schließlich Kaiser Theodosius I. das Christentum als ausschließliche Staatsreligion anerkannte, wurden „zwangsläufig und unter Sanktion des staatlichen Rechts alle Staatsbürger auch zu Christen. Die Gleichung Mensch gleich Christ wird von der politischen Seite her durchgeführt, unbeachtet der Tatsache, dass die Evangelien eine solche - allen antiken Reichen geläufige - Staatsnotwendigkeit gemeinsamen Kultes nicht gekannt hatten, vielmehr war dort ausdrücklich die Aneignung der Frohen Botschaft als Angelegenheit von 'Wenigen' erschienen, die obendrein noch die Aussicht hatten, wie Schafe unter die Wölfe zu geraten" (Albert Mirgeler). Mit diesem Vorgang war die Intoleranz nunmehr institutionell angelegter Habitus, was zunächst vor allem die Juden durch Sondergesetze und Übergriffe zu spüren bekamen.

3. Die Kirche wurde nun Kaiserkirche. Schon der ungetaufte Konstantin nannte sich "Bischof über die äußeren Angele-

genheiten" der Kirche, doch präsiidierte er auch dem Ökumenischen Konzil 325, dessen Beschlüsse er mit Rechtskraft ausstattete. Möglicherweise hat er den göttlichen Christus immer nur im Modell des *sol invictus* gesehen, als eine Sonnengottheit, deren Abbild und irdische Vertretung in ihm selbst erschien. Damit rückte das Gottesverständnis zentral in die Perspektive von Herrschaft, fern aller Unmittelbarkeit und Vertrautheit, die Jesus mit der Anrede "Abba-Vater" vermittelte. Die nicht zu überschätzende Differenz zwischen institutioneller Gestalt der Kirche und ihrer Herkunft tat sich weit auf. Das Gottesgnadentum der abendländischen Herrscher war eine ihrer Folgen. Die Akzentverschiebung von der Brüderlichkeit zur Amtsautorität, von der gelösten Liebe zu Sündenangst und Verdammungsfurcht hat wesentliche Ursachen in den neuen Strukturen, die sich aus der Konstantinischen Wende ergaben.

4. Die Christologie wurde jetzt vor allem im Medium der Herrschaft entfaltet, und zwar im Gegenüber zum Dominus Caesar als göttlichem Herrn. Von da an interessierte fast nur noch seine Göttlichkeit, durchaus zweckdienlich gedacht, denn "seine Funktion ist die größtmögliche Divinisierung der Herrschaft" (Mingeler), so dass alles, was im Kontext der Herrschaft steht, nun in Heiligkeit getaucht erschien. Die Verkürzung der Menschheit Christi bei Überbetonung seiner Gottheit nahm hier ihren Ausgang.

5. Die Hierarchisierung der Kirche erfuhr ebenfalls Verstärkung. Alle Ämter partizipierten an der Herrschaftsautorität. Während bis 313 der Klerus für den verfolgten Staat vor allem das christliche Volk repräsentierte, wurde die Geistlichkeit nun dem Volk in einer der staatlichen Hierarchie analogen Weise gegenübergestellt.

Historiker sind der Ansicht, ohne den mit der Konstantinischen Wende einhergehenden Paradigmenwechsel hätte das Christentum keine Zukunft gehabt. Diese Frage ist kaum zu entscheiden. Es geht aber auch nicht darum, einen anderen Geschichtsverlauf zu wünschen, sondern durch kritische Rückblende die Folgen dieser Wende für die Gegenwart zu analysieren, die offensichtlich dabei ist, aus dem beschriebenen Paradigma endgültig herauszutreten.

Rückblickend erwies sich die Konstantinische Wende als ein Ereignis, dessen vielfältige Folgen die Kirche überfordert haben. Die kirchlichen Amtsträger und Theologen waren dem gesellschaftlichen Aufstieg und plötzlichen Machtzuwachs spirituell nicht gewachsen; es mangelte ihnen sowohl an notwendigen seelischen Qualitäten wie auch an kritischem Potential, den Versuchen der Herrschaft standzuhalten. Mit der Verpflichtung der Reichsbevölkerung auf das nizänische Glaubensbekenntnis (durch das Religionsgesetz Theodosius I. vom 28. Februar 380) waren die Häretiker zu Staatsfeinden geworden.

„Ob das Christentum ohne kaiserliche Unterstützung zur vorherrschenden Religion geworden wäre, ist schwer zu sagen, darf aber bezweifelt werden. Unter dem weiten Dach einer Sonnenreligion, wie sie Kaiser Julian vorschwebte, wäre das Heidentum noch lange lebensfähig gewesen. Es waren wohl mehr die gewaltsamen Verbote (unter Theodosius I. und II.), die der alten Religion ein Ende bereiteten, als das Aussterben ihrer Anhänger“ (Marion Giebel).

Insgesamt hat sich die Kirche von dem Einbruch, den sie durch die fundamentalen Veränderungen der Konstantinischen Zeit erlitt, nie mehr erholen können. Die Veränderungen der Macht, die damals stattfanden, sind im Sinne des jesuanischen Ursprungs unaufgearbeitet geblieben. Die vereinzelt Ansätze, die es dazu immer einmal wieder gab und die es vermehrt heute gibt, verstärken im Blick auf die Gesamtkirche und ihre hierarchische Repräsentanz dieses Urteil.

#### IV. Die autoritäre Wahrheit

"Die Radikalität eines ganz bestimmten Wahrheitsethos, die die Voraussetzung eines ganz spezifischen Verständnisses von Häresie ist, findet sich doch nur im Christentum, und so gibt es das eigentliche Wesen der Häresie doch nur hier", stellt Karl Rahner fest. Tatsächlich hob sich das Christentum von seiner kulturellen Umgebung von Anfang an durch die Herkunft seiner Wahrheit aus Offenbarung ab und von daher durch "die autoritätsbezogene Art und Weise ihrer Begründung, Bewahrung und Präsentierung bzw. die Härte der

Sanktionen für alle Verstöße gegen die solchermaßen unbezweifelbare Wahrheit“.

- Wahrheit aus Offenbarung
- die autoritätsbezogene Weise ihrer Begründung, Bewahrung und Präsentierung
- die Härte der Sanktionen für alle Verstöße gegen die solchermaßen unbezweifelbare Wahrheit

Obwohl es sich auf dieselbe biblische Tradition gründet wie das Judentum, blieben sich beide Überlieferungen in ihrem Verhältnis zur Wahrheit unvergleichbar fremd. Das Judentum kannte weder Dogmen noch explizite Bekenntnisse noch eine autoritative Lehrinstanz, welche die Glaubensartikulation überwachte. Kennzeichnend war allein die Unterscheidung zwischen Glaube und Gottlosigkeit bzw. Götzendienst. Im Gegensatz dazu artikulierte sich das Christentum sehr bald als feststehende Didache (Röm 6,17; 16,17; Phil 4,9), aus deren fortschreitender Entfaltung sich ständige Polarisierungen und zunehmende Konflikte ergaben.

1. Finden wir bei den frühen Kirchenlehrern noch Plädoyers für die Duldung andersdenkender Mitchristen, begegnen auch schon - bisweilen bei ein und demselben Autor - Gedankenspiele und Drohungen, in denen die Möglichkeiten repressiven Vorgehens angelegt sind: "Als die fleischliche Beschneidung noch in Gang war, wurden solche Sünder mit dem Schwert getötet; jetzt aber werden die Hochmütigen und Widerspenstigen, weil bei den treuen Dienern Gottes eine geistliche Beschneidung begonnen hat, durch das geistliche Schwert ums Leben gebracht, in dem sie aus der Kirche ausgestoßen werden" (Cyprian, + 258, , 4. Brief an Pomponius, c. 4). Zu dieser Einstellung braucht man sich nur noch veränderte Zeitbedingungen vorzustellen, um den Geist aus der Flasche entweichen zu sehen.

2. Die Konstantinische Wende brachte auch hier den Wandel zur Gewaltanwendung. Die Repressionen, die Diokletian gegen die Christen verfügte, finden nun mühelos ihre Übertragung auf Juden und resistente "Heiden". Mission und Belehrung wurden auf Jahrhunderte hin Herrschaftsziele, die nicht zuletzt der imperialen Interessenpoli-

tik gehorchten. Noch auf der Schwelle zu dieser neuen Zeit begann Lactantius (um 250 – um 320), bald nach dem Kurswechsel unter Konstantin, über die "Todesarten der Verfolger" zu schreiben, "damit alle, die dem Schauplatz der Ereignisse ferne standen oder die später zur Welt kommen werden, erfahren, auf welche Art der höchste Gott seine Macht und Majestät in der Ausrottung und Vernichtung der Feinde seines Namens gezeigt hat". Um 346/48 aber belegt eine Anklageschrift des Firmicius Maternus gegen die Heiden, an die Adresse der Kaiser Konstantius und Konstans gerichtet, wie von jetzt an gegen die "Heiden" vorgegangen werden soll: "Nehmet weg, nehmet weg ohne Zagen, allerheiligste Kaiser, den Schmuck der Tempel. Diese Götter mögen das Feuer der Münzstätte oder die Flamme des Metallbergwerkes schmelzen, alle Weiheschenke verwendet zu eurem Nutzen und macht sie zu eurem Eigentum. Nach Vernichtung der Tempel seid ihr vermöge der Kraft Gottes zu Höherem fortgeschritten...", um die Obrigkeit sodann nach Dtn 13,6-10 zu belehren, dass Gott "die Untat des Götzendienstes in jeder Weise verfolge...: Weder den Sohn befiehlt er zu schonen noch den Bruder, und sogar durch die Glieder der geliebten Gattin stößt er das Racheschwert."

3. Die beschriebenen Problemfelder haben ihre Spuren tief in das binnenkirchliche Denken und Verhalten eingegraben. Soll ihr Bann überwunden werden, ist dies nur durch eine Folge von Erkenntnisschritten möglich, die Sigmund Freud als "erinnern, wiederholen und durcharbeiten" kennzeichnete: Das einmalige Erinnern hat nicht genügend Kraft, eine neue Haltung zu begründen. Deshalb sind die Wiederholung innerer Auseinandersetzungen, emotionales Teilhaben und kritisches Analysieren unverzichtbar, um die instinktiven Verleugnungs- und Verdrängungsmechanismen zu überwinden. Wenn der Psychoanalytiker darauf hinweist, dass nur der Kranke, "dessen Leiden am Symptom größer ist als der Gewinn aus der Verdrängung", sich bereit finde, seine eigene Bewusstseinszensur zu lockern, um aus akzeptierter Erinnerung den Überschritt in ein neues Selbstverständnis zu gewinnen, ist auch die Voraussetzung für ein neues Paradigma von Kirche erfüllt.

Die hier genannten Problemaspekte sehen natürlich ganz ab von der philosophischen wie theologischen Grundsatzproblematik in welche die Gottesrede heute geraten ist und die „in Anbetracht der christlich-kirchlichen Praxis keine Chance hat, „vermittelt“ zu werden. Da sie aber spekulativ dennoch notwendig ist, wäre „die Folge, dass alle Theologie nur noch als die post-ontologische und insoweit poetische Metapher-Sprache für eine antinihilistische Hoffnung zu verstehen wäre“ (H.R. Schlette). Wie sich in dieser Spur das christliche Erbe korrigieren und zugleich sprachlich noch darstellen lässt, ist das bislang ungelöste Problem.

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Es weihnachtet

Muss in Gottesdiensten so eindimensional formuliert werden?

---

Weihnachten ist ein schönes Fest, wenn man es nicht einsam oder mit familiären Spannungen verbringen muss. Das Bild des Neugeborenen mit seinen Eltern strahlt eine humane Faszination aus – über die spezifisch christlichen Inhalte hinaus. Was aber sind diese Inhalte?

Es geht um die Geburt Jesu von (und wohl auch: in) Nazareth, die von Christen deswegen festlich begangen wird, weil er für sie ein zentraler Orientierungspunkt (der „Christus“) für ein sinnvoll gestaltetes Leben ist.

Das Datum dieser Geburt lässt sich nicht genau bestimmen. Dass sie vor 2015 Jahren gewesen sein soll, geht auf einen römischen Mönch namens Dionysius Exiguus im 6. Jahrhundert n.Chr. zurück, der die Jahreszählung mit der Geburt Jesu verknüpfte. Seitdem setzte sich eine Zählung gemäß der Geburt Jesu – vor und nach Christus – durch. Die Leistung dieses Mönchs ist beachtlich, weil er solange danach die Geburt Jesu einigermaßen zutref-

fend datieren konnte. „Einigermaßen“, weil Jesus einige Jahre früher geboren wurde, vielleicht zwischen 7 und 4 vor Chr., aber auch das ist nicht ganz klar.

Da es damals, wie auch noch bis heute in vielen Regionen, keine Meldebehörden gab, in denen die Daten der Bürger aufgezeichnet wurden, die familiären Erinnerungen an Daten recht ungenau waren und wir zudem nichts über sie wissen, sind Tag und Monat der Geburt Jesu nicht bekannt. Wir feiern sie aber, seit dem 4. Jahrhundert, am 25. Dezember. Dieses Datum hat Kaiser Konstantin, vielleicht auch mit Unterstützung seitens der Kirche, eingeführt, weil im Römischen Reich an diesem Tag der Wintersonnenwende der Tag des Obergottes *sol invictus*, des unbesiegtten Sonnengottes, begangen wurde. Die Feier des Sonnengottes sollte durch die Feier der Geburt Jesu verdrängt werden, was ja auch gelungen ist. Trotz dieser eigentümlichen Vorgeschichte spricht nichts dagegen, diesen Tag beizubehalten, obwohl die historische Geburt mit hoher Wahrscheinlichkeit nichts mit diesem Datum zu tun hat. Aber auch jedes andere Datum wäre gänzlich willkürlich.

Warum wir die Geburt Jesu feierlich begehen, wird im Christentum auf eine zweifache Weise beantwortet: in einer auf das Judentum der Anfänge zurückgehen und auf eine hellenistische Weise. In der ersten Version gibt es den Verweis darauf, dass der neugeborene Jesus in seinem späteren Leben – oder besser: während der kurzen Jahre seines öffentlichen Auftretens – von Gott so geredet hat, dass wir mit ihm Hoffnung verbinden können: er ist barmherzig, will dass wir gut sind, vergibt und liebt uns aber auch dann, wenn wir versagen, Schuld auf uns laden und unser Leben wahrlich nicht gelungen ist. Diese Überzeugung machte Jesus auch in seinem Verhalten deutlich, z.B. in seinen Mahlgemeinschaften, von denen er „Sünder“ nicht ausschloss. Bis zum bitteren Ende, dem Kreuzestod, hielt er daran fest, so dass dieser zum Symbol dafür wurde, auch im menschlichen Scheitern noch an der Hoffnung festhalten zu können.

Auf Grund dieser Worte und Taten Jesu hielten ihn seine Jünger für einen besonderen, exemplarischen Menschen, der ihnen von Gott gesandt wurde. So nannten sie ihn mit den aus der alttestamentlichen

Tradition hierfür vorgegebenen Begriffen „Messias=Christus, Menschensohn, Davidssohn, auch Gottessohn“ (in dem Sinne, wie dies auch von Mose, den israelitischen Königen oder auch ganz Israel ausgesagt wurde).

Die Geburt Jesu wird also gefeiert, weil er in und durch sein späteres Leben und Sterben für viele damals und heute einen Weg zu einem sinnvollen Menschsein zeigen und dazu motivieren kann.

Diese Begründung der Relevanz Jesu – auf (heils-)geschichtliche Art – in der „Sache“ Jesu ist die älteste christliche Antwort auf unsere Frage. Sie findet sich in den Teilen des Neuen Testaments, die noch stärker vom Judenchristentum geprägt sind, z.B. in den Kindheitsgeschichten des Matthäus und des Lukasevangeliums (das Markus- und das Johannesevangelium kennen keine Kindheitsgeschichten).

Zwar waren die damaligen Gesellschaften sehr stark von mythischen religiösen Vorstellungen geprägt, und so wird diese Begründung für die Feier der Geburt Jesu mit zahlreichen legendarischen und mythischen Bildern und Motiven ausgeschmückt, die aussagen sollen, dass er von Anfang an schon von Gott erwählt und gesandt war. Die narrative Wiedergabe dieser Bildmotive ist sehr gelungen: von der Besonderheit seiner Zeugung, von auftretenden Engeln oder der Verehrung seitens der Hirten auf dem Felde oder von Magiern aus dem Morgenland usf. Alle diese Bildmotive gehen – trotz ihrer mythischen Formen – nicht über die Zuweisung einer (späteren) heilsgeschichtlichen Rolle des neugeborenen Kindes hinaus.

Viel weiter geht die zweite Version, der gemäß in der Geburt Jesu Gott selbst Mensch geworden ist. Zwar formulierte man zunächst etwas zurückhaltender: (nicht Gott selbst, sondern) der (göttliche) Logos, das Wort Gottes, wurde „Fleisch“, also Mensch in seiner unansehnlichsten Bedeutung. „Das Wort ist Fleisch geworden“, heißt es im Prolog des um das Jahr 100 verfassten Johannesevangeliums (Joh 1,14), das „Wort“ ist in Jesus inkarniert. Oder man sprach vom „Sohn Gottes“, der Mensch wurde. Beide Begriffe wurden später, im Glaubensbekenntnis des Ersten Ökumenischen Konzils im Jahre 325 in Nizäa so vertieft, dass sie als „gleichwesentlich mit

dem Vater“, dem Gott schlechthin, umschrieben wurden. Von jetzt an war die Geburt Jesu einfach die Menschwerdung Gottes, und so ist es dann auch in die lateinische Kirche übernommen worden.

Die theologische Problematik dieser Auffassung soll hier nicht – zum wiederholten Mal – diskutiert werden. Hervorgehoben werden muss aber, dass durch sie der Blick auf die Gestalt und das Wirken Jesu zumindest abgeschwächt, wenn nicht sogar überflüssig wird: Schon das neugeborene Kind ist menschengewordener Gott und „verdient“ Anbetung, sein späteres Leben ist allenfalls Vollzug dieses seines Seins, nicht aber mehr der Grund für das Feiern seiner Geburt.

In den liturgischen Feiern an Weihnachten wird auch in diesem Jahr die Menschwerdung Gottes im Mittelpunkt stehen, erfahrungsgemäß wird dieses Motiv beinahe inflationär herausgestellt (selbst in den Fürbitten wird zu Jesus, dem menschengewordenen Gott, gebetet). Und in den Predigten werden selbst die anschaulichen legendarischen Erzählungen aus den Kindheitsgeschichten des Matthäus und Lukas im Sinne der Menschwerdung Gottes umgedeutet. Dieser Begriff wird – noch nicht einmal mit einem Anklang von Ehrfurcht – in einer sektenhaften Weise wie ein Kampfbegriff gebraucht. Wer Vorbehalte hat, ist halt ein Ungläubiger.

Ein Teil der frommen Gemeinde wird dies nicht bemerken, aber gerade an Weihnachten gibt es nicht wenige Gottesdienstbesucher, denen diese Sprache fremd ist, die eine Menschwerdung Gottes eher für einen antiken Mythos halten, der ihnen nichts mehr sagt.

Die erste, ältere (judenchristliche) Version der Begründung von Weihnachten aber könnte für sie hilfreich sein, sie ist rational – wenn auch in bunten mythischen Erzählungen, deren Eigenart erklärt werden müsste – vermittelbar. In der Regel aber finden sie leider keine Hilfe und keinen Zugang zum Anlass dieses Fests, sondern erfahren im Gottesdienst ihre tiefe Distanz und werden auf diese zurückgestoßen.

\*\*\*

Irmgard Rech

## Undogmatische Überlegungen zu Weihnachten

Wer hätte das für möglich gehalten: Als Deutschland und Österreich Anfang September die Grenze für Tausende von Flüchtlingen öffneten, die an der Grenze zu Ungarn um Aufnahme baten, blühte eine Willkommenskultur von großer Herzlichkeit auf! In Anklang an die Engelscharen auf den Fluren Betlehems könnte man in weihnachtlicher Sprache ausrufen: Und plötzlich erschien auf den Bahnhöfen und den Aufnahmestellen eine Heerschar hilfsbereiter Menschen, die Hungrige speisten, Durstige tränkten und Obdachlose aufnehmen. Im Oktober stimmten immer noch 76% der Deutschen der Aussage zu, es sei „die Pflicht unseres Landes, Migranten aufzunehmen, die vor Krieg und Elend fliehen“. Doch inzwischen scheint diese zu großen Teilen von der Zuversicht Merkels ausgelöste „Wir-schaffen-das-Mentalität“ angesichts des wachsenden Zustroms von Schutzsuchenden und der Probleme bei der Registrierung und Versorgung wie der beginnenden Integration immer mehr zu schwinden. Auch bildet sich eine Angst heraus, die Hilfgelder für die Flüchtlinge würden bei der Unterstützung von Hilfsbedürftigen im eigenen Land fehlen. Dann passierte der Anschlag der IS-Terroristen in Paris mit 130 Toten, und die Angst hat sich bis zum Albtraum gesteigert.

### Kann Weihnachten bewirken, dass unser Herz weiterhin für Asylanten schlägt?

Da erhebt sich die Frage, ob es möglich werden könnte, dass vom christlichen Weihnachtsfest, dessen Gemütswert wie kein anderes Fest in der säkularen Gesellschaft das öffentliche Leben über Wochen prägt, eine die Gewissen der Menschen stabilisierende Wirkung ausgehen könnte und so der Umschlag in eine schon erschreckend spürbare Fremdenfeindlichkeit aufgehalten werden kann. Dazu müsste es den

Kirchen gelingen, die Weihnachtsbotschaft der Bibel weniger dogmatisch als realitätsbezogen in einer Jesusähnlichen Verkündigungssprache auszulegen und so die Herzen zu erreichen. Denn darauf wird es letztlich bei der Bewältigung dieser historischen Aufgabe ankommen, dass unser Herz weiterhin für die Menschen schlägt, die ein sicheres Leben bei uns suchen.

Alle Religionen stehen in der Gefahr, Jenseitsideologien zu entwickeln, die den Wert des irdischen Lebens unterschätzen, gar restlos entwerten. Verloren geht dabei die Achtung vor jedem einzelnen Menschen, der in Schmerzen von einer Mutter geboren wurde. Er kann geopfert werden um „höherer Werte“ willen. Auch die christliche Religion hat in manchen Zeiten dieses das Leben missachtende grausame Denken vertreten. In Los Angeles wurde vor einigen Monaten ein Obdachloser aus Afrika von der Polizei erschossen. Auf dem Straßenpflaster, wo der Afrikaner gestorben ist, haben Unbekannte mit Kreide die Umrisse einer menschlichen Gestalt gemalt und in sie hineingeschrieben: „Ein wunderbares menschliches Wesen hat sein Leben hier verloren“.

Es war der 9. November, als ich das Foto dieser Kreidezeichnung in der Süddeutschen Zeitung gesehen habe. Am Abend dieses Novembertages haben 1938 christliche Bürger in Deutschland damit begonnen, jüdische Mitbürger auf den Straßen zu töten. Dieser achtungsvolle Satz auf dem Straßenpflaster von Los Angeles, gilt er nicht für alle von getauften Christen gemordete Juden? Und gilt er nicht besonders für den Juden, dessen Geburt wir Christen am 24. Dezember feiern. Welch ein „wunderbares menschliches Wesen“ hat uns dieses Volk geschenkt, nach dessen Friedensbotschaft von der Gottes-, Nächsten- und Feindesliebe wir unser Leben auszurichten suchen!

### Die Weihnachtsbotschaft realitätsbezogen auslegen

Wenn wir die Geburtserzählung des Evangelisten Lukas mit unseren heutigen Augen lesen, in denen die vielen Flüchtlingsbilder der letzten Monate sich überlagern, dann ist es die Geschichte eines jungen Paares, das im Gedränge einer Volkszählung nicht

mehr in einer Herberge untergekommen war, dann aber doch noch einen bergenden Stall gefunden hat. Und gerade in dieser Nacht *kam für Maria die Zeit ihrer Niederkunft*, wie Lukas ganz unaufgeregt erzählt. Und wie die vielen Frauen, die auf der Flucht ihr Kind zur Welt gebracht haben, ist Maria stark und umsichtig. Sie hat mit Windeln vorgesorgt und entdeckt auch die schöne Mulde in der Futterkrippe, in die ihr gewindelter Erstgeborener genau hineinpasst. Eine Elendsgeschichte ist das nicht. Das Kind hat Vater und Mutter, die es beschützen. Sie haben ihr Zuhause in Nazaret, sie sind keine traumatisierten Flüchtlinge. Noch in der Nacht kommen Hirten, die Anteil nehmen, sie beten das Kind keineswegs an. Und da sind noch die Engel, die jubelnd aussprechen, was die Menschen fühlen, aber nicht in Worte fassen können: Hier ist Freude, weil hier einfache Menschen sind, „Menschen guten Willens“, weil hier das unbegreifliche Ereignis einer Geburt stattgefunden hat, das uns dem Ursprung des Lebens nahe sein lässt. In der Sprache der Engel erfahren wir auch von der großen Freude, die jene Frauen und Männer erfasst hat, die später Jesu Freunde und Jünger geworden sind. Von diesem jüdischen Gottsucher haben sie erfahren, worin die Ehre Gottes liegt und was der Welt zugleich den Frieden bringt.

## Zu Gott gelangt man nur, wenn man den Menschen liebt

Und darin liegt die besondere Würde und Größe dieses jüdischen Gottsuchers Jesus, dass er klargestellt hat: zu Gott gelangt man nur, wenn man den Menschen liebt. Wer Gott ehren und lieben will, ehrt und liebt ihn nur, indem er das Wesen des Menschen auch im Allerärmsten ehrt und liebt, sogar in seinem Feind. Wer den Menschen schändet, schändet Gott, wer den Menschen seine Liebe erweist, ist Gott nahe. Gottes Ehre ist gebunden an die Ehre des Menschen.

Nicht dem Hohen Priester oder dem Kaiser Augustus, den Hirten, den Geächteten in der damaligen Gesellschaft, erscheint ein Engel, „und der Glanz des Herrn umstrahlte sie“. So schreibt Lukas in seiner Geburtsgeschichte. Als das Kind, geboren im Stall, erwachsen geworden war, wird es nach Lu-

kas zum Freund „der Zöllner und Sünder“, der Armen, Geächteten und Zurückgesetzten, weil sie seine Botschaft von der Barmherzigkeit und Vergebung Gottes vertrauensvoll aufgenommen haben. In dem Leben dieser Menschen „guten Willens“ findet Gott seine Ehre, nicht in einem pompösen Opferkult. Gottes Glanz strahlt dort auf, wo Menschen Mitmenschlichkeit leben mit denen, die Hilfe brauchen, wo Mütter und Väter ihren Kindern Vertrauen ins Leben schenken, wo die Frauen auf der ganzen Welt für ein gedeihliches Leben ihrer Familien sorgen. Dass bis jetzt in Deutschland bei der Flüchtlingsaufnahme eine Katastrophe ausgeblieben sei, so liest man in der Presse, sei nur den vielen unbekanntem zivilen Helfern zu verdanken. Und bei wie viel gelungener Integration haben sie mitgeholfen! „Und dann war da auch Oma Philippine, eine deutsche Nachbarin, die hat mir und meinen Geschwistern bei den Hausaufgaben geholfen, uns in öffentliche Bibliotheken begleitet und meinen Grundschullehrer zur Rede gestellt, als er mich in eine Sonderschule schicken wollte.“ Das gesteht Mehmet Gürcan Daimagüler, der jetzige Anwalt zweier Opferfamilien im NSU-Prozess, ein Sohn türkischer Gastarbeiter mit einem Harvard-Abschluss. Bei seinem tiefen Mitgefühl mit dem bleibenden Leid der Opferfamilien hütet er sich vor Hassgefühlen gegen die jungen rechtsradikalen Mörder. Er nennt sie sogar „unsere Landsleute“ und „unsere Kinder“ und sucht die Ursachen ihrer Mordtaten in fehlender Zuwendung während der schwierigen Umbruchszeit nach der Wende und, was aufhorchen lässt, in der unbedachten Sprache von Politikern, die in den neunziger Jahren von „der Asylantenflut“ sprachen und davon, dass „das Boot voll“ sei.

## Nicht nur die Einwanderer, auch wir haben eine neue Sprache zu lernen

Auch derzeit vergiftet eine Sprache, die Angst macht und Migranten kriminalisiert, unsere von vielen immer noch praktizierte „Willkommenskultur“. In einem offenen Brief an Bayerns Ministerpräsident Seehofer werfen jetzt 45 Ordensoberinnen und Ordensobern den CSU Politikern „eine verfehlte Politik und eine unangemessene

Rhetorik“ vor, wobei sicherlich das Erste aus dem Zweiten folgt. Sie appellieren, „dringend von einer Rhetorik Abstand zu nehmen, die Geflüchtete in ein zwielichtiges Licht stellt“. Gilt es nicht erst recht nach den entsetzlichen Attentaten in Paris und erneut in Mali eine Sprache zu sprechen und zu schreiben, die den Geist einer Gesellschaft spiegelt, die Schutzsuchende nicht von sich stößt und bereit ist, sie in ihre Wohn- und Arbeitswelt zu integrieren. Dabei müssen nicht nur die Migranten eine neue Sprache lernen, die von unserem Grundgesetz mit der Gleichberechtigung von Frauen und Männern geprägt sein muss. Auch wir selber müssen die Sprache erlernen, die im Tonfall wie im Wortschatz von dem inspiriert ist, der als Neugeborener in einer Krippe schläft und später die seliggepriesen hat, die in ihrem Sprechen wie in ihrem Tun gütig und barmherzig sind. Diese Sprache könnte die Weihnachtssprache von 2015 werden. Allerdings bleibt den Politikern die schwer lösbare Aufgabe, dafür zu sorgen, dass die Zumutungen für die Bürger nicht zu groß werden.

Die Zeiten von geschlossenen Glaubenswelten mit ungebrochenen Wahrheitsansprüchen gehen zu Ende. Ein sensibleres Sprachverhalten im Sinne des im Stall geborenen Kindes kann helfen, uns auf Begegnung und Veränderung, auch auf Bereicherung unseres Denkens und unserer Kultur einzustellen. Wohl den schönsten Weihnachtswunsch hat Angela Merkel formuliert, als sie sagte: „Insgesamt wünsche ich mir, dass die Menschen in Deutschland in ein paar Jahren sagen können: Das haben wir damals gut gemacht.“

\*\*\*

Mit **2€** im Monat helfen:

[www.2-Euro-helfen.de](http://www.2-Euro-helfen.de)

**MISEREOR**  
● DAS HILFSWERK

Hermann Häring

## **Bischofssynode 2015: Nach der Synode ist vor der Synode**

Eine Stellungnahme zum Schlussdokument vom 24. Oktober 2015

Schon bei Synodenbeginn hatte die Spannung ihren Höhepunkt überschritten, schon im Vorfeld des Geschehens hatten auch reformwillige Bischöfe und Kuriale zu nachdrücklich vor „übertriebenen Erwartungen“ gewarnt. Sie ahnten und hatten sich schon damit abgefunden, dass sich die Blockade der Reaktionäre durchsetzen würde. Denn diese konnten sich auf Argumente berufen, die auch die Liberalen nicht offen angreifen würden: auf die Tradition und das Lehramt, was auch immer man darunter versteht. Diese Linie wurde von den Kardinälen Müller, Burke, Sarah, Bell, Brandmüller und anderen hochgestellten Hardlinern notfalls mit unfairen Methoden und unter der Gürtellinie vertreten. Frauen waren ohnehin nicht gefragt. „Mineralwasser statt Prosecco“ konnte Ute Eberl in Reaktion auf die Bischofssynode 2014 noch formulieren. Jetzt, nach einem Jahr, ist auch der letzte Rest an Überdruck und Kohlensäure hinausgespült. Wohlgemeint und sicher gut komponiert, aber belehrend, bevormundend und auf lange Strecken langweilig rinnen die Wasser der Weisheit dahin. Das Papier beginnt in Nr. 1 buchstäblich bei Adam und Eva und legt in der Schlussnummer 94 seinen Inhalt demütig nicht dem Gottesvolk, sondern dem Heiligen Vater unter Anrufung von Jesus, Maria und Josef in die Hände.

Diffuse Töne

Was ist auf der Synode geschehen? Im Grunde nichts, das ist ja das Problem. Zwar ist das Schlussdokument auf weite Strecken hin in einem menschenfreundlichen und offenen Ton geschrieben. Der Leitgedanke der Barmherzigkeit hat eine starke, wenn auch widersprüchliche Wirkung erzielt.

Man will nicht mehr hinter einer jeden Unregelmäßigkeit Sünde oder all das verurteilen, was außerhalb der Ehe geschieht. Dies ist ein beachtlicher Erfolg des Papstes und seines Ideengebers Kardinal Kasper. Geholfen hat die Idee von Kardinal Schönborn, der unter Verweis auf den Wojtyła-Papst schon früh von Gradualität sprach [vgl. 37, 51, 58, 86] und damit meinte, es gehe in sexuellen Angelegenheiten nicht um Schwarz oder Weiß, Todsünde oder Tugend, sondern immer um Entwicklungen, Stufen und dynamische Prozesse [37]. Wir wachsen in gegenseitige Beziehungen [4, 5, 8, 21, 25, 27, 28, 20, 36, 39, 48, 49, 50, 65, 69, 89] und Verantwortungen hinein, die nach offiziell katholischer Vorstellung allerdings in einer christlich-sakramentalen Ehe münden sollten [29, 36, 37, 38, 47, 50, 51, 52, 54, 60, 67, 69, 71, 89]. So werden vor-, außer- und zivileheliche Beziehungen wenigstens indirekt geduldet, wenn auch zu Vorstufen zur christlichen Ehe relativiert.

Leider weckt die Synode den irrigem Eindruck, die gnädige Mutter Kirche [84] mildere die (in sich unbarmherzige) Eheordnung Christi für solche ab, die vom guten Weg abgewichen sind und eben doch gesündigt haben. In Wahrheit versucht sie nur, die massive Unbarmherzigkeit des kirchlichen Eherechts abzumildern, denn die offizielle Ehelehre der katholischen Kirche ist ihr eigenes, kein jesuanisches Produkt. So hat man das Prinzip der Barmherzigkeit doch nur zum altbekannten Prinzip umgebogen, man wolle den Sünder lieben, die Sünde aber hassen. Welche Sünde denn? So klar wird auch diese Frage nicht mehr beantwortet. Dieses Dokument sendet in die Reihen der Reformgesinnten und der Konservativen gleichermaßen diffuse Töne aus. Deshalb ist es nur konsequent, wenn die Synode es zum Schluss dem Papst überlässt, Nägel mit Köpfen zu machen. Für die Selbständigen und Selbstbewussten in katholischen Kreisen steckt in solcher Klarheit auch Hoffnung. Sie werden umso entschiedener ihre eigenen verantwortbaren Wege gehen, während die Unselbständigen und Ängstlichen in Ungewissheit und Unabhängigkeit gehalten werden.

## Verkrustete Theologie

Haben sich die Synodenväter an die Prinzipien einer zeitgemäßen Theologie und Glaubensvermittlung gehalten? Nein, und für diese schwerwiegende Behauptung sprechen mehrere Gründe. Das Dokument

- (1) ... lässt sich auf keine seriös professionelle *Schriftauslegung* ein. Undifferenzierte Informationen zu den Jesusworten werden mit der metaphorischen Überhöhung biblischer Geschichten kombiniert. Schließlich hat Jesus kein Kirchenrecht verfasst, sondern ein hohes Ideal zur Geltung gebracht. Matthäus führt in das Ehescheidungsverbot zweimal die sogenannte Unzuchtsklausel ein (Mt 5,32; 19,9), und Paulus hält bei unüberbrückbaren weltanschaulichen Schwierigkeiten eine Scheidung mit dem durchaus nachvollziehbaren Argument für möglich: „Der Bruder oder die Schwester ist in solchen Fällen nicht wie ein Sklave gebunden; zu einem Leben in Frieden hat euch Gott berufen.“ (1 Kor 7,15) Wider besseres Wissen spricht selbst Kardinal Kasper undifferenziert von einer unauflöselichen Ehe und stellt seinen Lockerungsvorschlägen selbst ein Bein. Solche Stellen einfach zu verschweigen, grenzt an einen Skandal.
- (2) ... nimmt die *differenzierte Geschichte* der katholischen Ehelehre und des Sakramentsbegriffs nicht zur Kenntnis. Nirgendwo wird genauer erklärt, was mit „Sakrament“, mit „Ehesakrament“ und mit „Unauflöslichkeit“ wirklich gemeint ist. Als hätte man noch nie etwas von der komplizierten Geschichte der Sakramente, von Haupt- und Nebensakramenten oder von der modern-katholischen Auswucherung des Begriffs in Wurzel- und Grundsakrament, in sakramentale Verfassung und Strukturen gehört. Im Erbe der beiden Vorgängerpapste wird – an der Grenze der Magie - einseitig sakramentalistisch gedacht, als hätte man noch nie von Martin Luthers Einwüfen gegen eine selbstherrlich verkirchlichte Sakramentspraxis gehört. Vergleichbares gilt für die Unauflöslichkeit der Ehe. Man will nicht wissen, dass das Konzil von Trient die orthodoxe Praxis der Wie-

derverheiratung gerade nicht verurteilt hat.

- (3) ... geht unsachgemäß, geradezu amateuristisch mit dem Begriff der *Sexualität* um. Gelegentlich tauchen zwar Begriffe wie Beziehung, Verantwortung, Prozess und Entwicklung auf, aber sie haben auf die leitende Gedankenführung äußerlich keine Wirkung. Im Kern der Aussagen, vor allem im systematisch-theoretischen Teil II bleibt der vormoderne Biologismus der klassischen Ehelehre prägend. Das zeigt sich an der anzutreffenden, im Grunde peinlichen und frauenfeindlichen Beschreibung der „Gender-Ideologie“ und an deren gedankenlos globalen Verurteilung. Diese „Ideologie“ könnte ja der Ablehnung der Frauenordination ihre Begründungen entziehen. So versteht sich auch, warum die Synode einem sinnvollen Umgang mit der Schlüsselfrage der Homosexualität einfach ausgewichen ist, die Betroffenen also im Regen stehen lässt. Zur Vorbereitung ihrer Arbeit hat sich die Synode um keine wissenschaftliche Aufarbeitung der einschlägigen Sachgebiete bemüht. Dazu hätte man seriös theologische Literatur und zahlreiche gesprächswillige Fachleute finden können. Stattdessen kamen die Synodenväter einfach zusammen, um sich auf die Eingebung des Heiligen Geistes zu verlassen. Diese Fehlleistung ist unentschuldig und bildet den Kern und den Tiefpunkt der Versäumnisse.

Diese Mängel erklären sich aus einem einfachen Grund. Die Synodenmitglieder fallen auf die antiprottestantische Formel „Schrift und Tradition“ zurück, in der vergangene kirchliche Überzeugungen und Regelungen zum (meist unfehlbaren) Maßstab der Schrift werden, statt endlich die Schrift als kritischen Leitfaden auch aller Tradition anzuerkennen. Das zeugt schlicht von einer schlechten, autoritär untertänigen Theologie. Wieder einmal legte sich die Unfehlbarkeitstheorie von 1870 wie ein lähmender Mehltau über alle Erneuerungsversuche, auch über das Gebot der Barmherzigkeit. Wieder einmal blockierte die katholische Amtskirche sich selbst.

Bei solchem zu Korrekturen unfähigen Traditionalismus war man nicht bereit, den prekären Gedanken des Ehesakraments wenigstens zu differenzieren oder das wunderbare Ideal eines bedingungslos verbindlichen Eheversprechens von seiner gnadenlosen Verrechtlichung zu befreien. Man fragt sich wirklich, wo auf diesem Treffen die Theologen geblieben sind. Die zahlreichen biblischen Metaphern der Liebe Christi zur Menschheit und des nahenden Gottesreichs werden willkürlich aufgebläht und bleiben in diffusem Licht [36, 38-41]. Weitere theologische Aspekte dienen der unverbindlichen Glättung. Auch wollte niemand darüber nachdenken, was Sexualität in der Gegenwart bedeutet. Offensichtlich war man nicht darüber erschrocken, dass sich bei engagierten Kirchenmitgliedern gemäß der letztjährigen Umfrage Sexualverhalten und Sexualmoral in zahlreichen Ländern dramatisch und nahezu weltweit verändert haben. Wer so intensiv und selbstgerecht auf das Wirken des Heiligen Geistes bei den eigenen Beratungen pocht, müsste eigentlich voraussetzen, dass Gottes Geist auch in den Gemeinden der Getauften klar und zielsicher wirkt. Nimmt man ihren Glaubenssinn fünfzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanum immer noch nicht ernst?

### Halb voll? – Ziemlich leer!

So bleibt das Dokument auf weite Strecken hin in den alten Positionen stecken. An *Humanae vitae* von Paul VI. (1968) wird zwar halbherzig, aber ausführlich festgehalten [43] und die Ehelehre des frühen Johannes Paul II. in *Familiaris consortio* (1981) erneut beschworen und ausführlich zitiert [44; 85]. Zu klaren Regelungen für eine Zulassung von Wiederverheirateten ringt sich die Synode nicht durch. Die einschlägigen Passagen [84-86] sind höchst zwiespältig und lassen sich nach dem Prinzip des halb vollen und des halb leeren Glases lesen. Einerseits sprechen sie von einer „Logik der Integration“. Die Betroffenen sollen als „lebendige Glieder der Kirche leben und reifen“ können. Die Mutter Kirche kümmere sich um sie voller Zuneigung. Schon Johannes Paul II. habe gefordert, unterschiedliche Situationen wohl zu unterscheiden. Aufgestellt wird ein plausibler Kriterienkatalog zum Umgang mit den

Kindern, zum Maß der eigenen Schuld und zu Versöhnungsversuchen, zur Situation des verlassenen Partners und zur Auswirkung der neuen Partnerschaft. Im Forum des eigenen Gewissens und im Gespräch mit „dem Priester“ könne über die „vollere Teilnahme“ am Leben der Kirche entschieden werden.

Das Glas wird also gefüllt. Wirklich? Genau besehen bleibt es ziemlich leer. Diese Erklärungen bleiben merkwürdig abstrakt. Denn die geltende Regel, auch solche Überlegungen könnten eine Zulassung zu den Sakramenten nie und nimmer ermöglichen, wird gerade nicht widerrufen. Im Gegenteil, dort, wo am Ende der Nummer [86] betroffene Leserinnen und Leser das erlösende Wort von einer Zulassung erwarten, wird in verschlüsselten Worten wieder die Bremse gezogen. Bischöfe, die möchten, können ihr altes Regime fortsetzen, denn alle diese Unterscheidungen können niemals von der vermeintlichen Wahrheit des Evangeliums absehen. Als hätte man die anstehende Frage vergessen, fordert der Text in hehr klingenden Worten von den Gläubigen mal wieder „Demut, Vertraulichkeit, Liebe zur Kirche und ihrer Lehre“ [86]. Eine schlimmere Unterlassung hätte nicht passieren können. Sie zeugt aber vom Unvermögen dieser Gemeinschaft von Zölibatären, das Wesen der Sexualität auch nur im Ansatz zu begreifen und sich ihr zu stellen.

Unter diesem Barmherzigkeitsregime werden die Wiederverheirateten neben den Homosexuellen im Schoß dieser Kirche vollends verdursten, es sei denn, die Gemeinden setzen ihre jesuanische Linie fort und entschließen sich kraft eigener Glaubensüberzeugung zu einer humanen Praxis. Wer sich mit diesem Synodenbeschluss identifiziert, muss sich auch damit abfinden, dass er das groß angekündigte Barmherzigkeitsprogramm einer Unglaubwürdigkeit preisgibt, weil es an seinen eigenen Widersprüchen scheitert. Man kann das an der prekären Situation von Kardinal Kasper ablesen, der eine Widerzulassung fordert und (wider besseres exegetisches Wissen) eine katholisch geschlossene Ehe zugleich als unauflöslich definiert. Verehrer der deutschen Theologie, die im deutschen Sprachzirkel vertreten waren, erklären solche Passagen zum Höhepunkt der theologi-

schen Synodenleistung. Sie übersehen, dass Betroffene in einer so präzise austarierten Wortakrobatik nur ein groß angelegtes Versteckspiel erkennen können.

## Ursachenbeschreibung ohne Folgen

Was ist vom Schlussdokument von der Struktur und Gesamtlinie des Dokuments zu halten? Es steht, wie zu erwarten war, unter dem plausiblen Dreischritt von „Sehen-Urteilen-Handeln“. Teil I zu Situationen und Kontexten der Ehe auf der ganzen Welt bietet ein sehr reiches Spektrum von kulturellen, sozioökonomischen Aspekten, zu den einzelnen Personen, die zum Beziehungskreis von Familien gehören, sowie zu Fragen, die Familienmitglieder emotional berühren [5-29]. Der Reichtum der Aspekte ist beeindruckend. Mit großer Empathie geht er ein auf kulturelle Konflikte und Spannungen, auf destruktive soziale Notlagen, auf die oft schwierige Situation von Alten und Bedürftigen, Migranten und Verfolgten, auf Kinder, Frauen, Männer und Jugendliche. Ob die Darstellungen bisweilen durch kirchliche Verlust- und Weltängste getrübt wird, sei hier nicht entschieden. Unzweideutig ist die Kraft, mit der das Dokument die Kirchen vor Ort dazu aufruft, sich in bedrohlichen und prekären Situationen zu engagieren, welcher Art auch immer sie sein mögen.

Umso schärfer wirkt der Kontrast zu Teil II. Er beginnt mit der Feststellung, solchermaßen bedrohte Familien hätten für ihren Weg eine sichere Orientierung und Begleitung nötig [35]. Kein Wort darüber, dass in diesen hochbrisanten, politisch zerrütteten und kulturell verunsicherten Zeiten die Kirche selbst vielleicht nach angemessenen Antworten und Lösungen suchen muss. „Die Zeiten ändern sich und ein Christ ändert sich mit ihnen“, diese Worte des Papstes vom 23. Oktober 2015 waren auf der Synode noch nicht durchgedrungen. Nach fünf Nummern zu Trinität, Schrift und Jesu Botschaft präsentiert das Dokument, nach Päpsten geordnet, das Lehramt der vergangenen fünfzig Jahre [42-46.], um dann zur christlichen Lehre und Schönheit der Familie und zu ihrer christlichen Fülle überzugehen [47-55].

Hier setzt sich, wie schon angedeutet, die mittelalterliche und antireformatorische, nicht unbedingt biblisch geprägte Lehre der Vergangenheit durch. Erstaunlicherweise gab es in Sprachgruppen und Plenarsitzungen zu diesem Teil am wenigsten Kritik, ausgenommen einem gegenüber der zivilen Ehe wohlwollenden Paragraphen [54]. Die Synodenteilnehmer waren sich der Problematik dieses Kernsystems gar nicht bewusst. Man fühlte sich im Gewohnten und Gelernten eben zu Hause, obwohl man von der Diskrepanz zu vielen Kirchenmitgliedern wusste. Zum Handeln (Teil III) hat die Synode aller Mut verlassen. Gerade um die Probleme der kulturellen Pluralität zu bewältigen, hätten die Destruktion eines statischen Ehemodells, ein Blick auf die zeitgemäße Anthropologie, ein kleiner Lehrgang bei den Kirchen der Reformation und eine konsequente Neubesinnung auf die biblische Botschaft helfen können.

## Synodalität und viele Kulturen

Verdient die Synode angesichts ihrer Multikulturalität Verständnis? Vermutlich hatte man die Herausforderung dieser Situation unterschätzt. Man konnte kaum erwarten, dass Bischöfe z.B. aus Indonesien, Zentralafrika, Lateinamerika und Westeuropa innerhalb von drei Wochen zu einheitlichen Beschlüssen kommen. Realistisch war auch nicht die Hoffnung, dass sich die Bischöfe Indiens oder Sri Lankas mit den Verhältnissen eines säkularisierten Kulturraums anfreunden würden, so wie wir auch nicht über Nacht die Ehemodelle Nigerias mit einer von den Eltern bestimmten Verheiratung und einer Verheiratung in Stufen verstehen. „Zu dieser Kirche“, schreibt Matthias Drobinski, „gehören afrikanische Bischöfe, die es nicht schlimm finden, dass in ihrer Heimat Männer im Gefängnis landen, wenn sie einen Mann lieben. Zu ihr gehören Kirchenmänner aus Osteuropa, die Wladimir Putin verehren, weil er angeblich für Familienwerte steht.“ (SZ vom 26.10.2015)

Papst Franziskus hat dieses Problem erkannt, als er in einer Ansprache vom 17. Oktober 2015 darauf verwies, die Kirche des 3. Jahrtausends müsse synodal sein, also die Bischofskonferenzen an den zentralen Entscheidungen beteiligen. Eine solche Beteiligung setzt aber voraus, dass die

Bischofskonferenzen auf dezentraler Ebene endlich eigene Entscheidungskompetenzen erhalten. Die faktische Kulturvielfalt einer Weltkirche darf nicht weiterhin verdrängt werden; die Kirchen verschiedener Länder müssen ein eigenes Gesicht offen tragen können. Doch in vatikanischem Geist ist die bisherige theologische Ausbildung der Bischöfe auf der ganzen Welt monokratisch getrimmt. Die innere Vielfalt wirkt nicht als Reichtum, sondern noch immer als schädliche Zersplitterung. Das zeigten die unerträglichen Misstöne reaktionärer Kardinäle und Bischöfe - etwa eines vom Chef der Glaubenskongregation protegierten Kardinal Sarah -, der gegen den „intellektuellen Zynismus des Westens“ kämpft und Homosexualität beschimpfte, indem er sie mit dem Nazi-Faschismus des vergangenen Jahrhunderts verglich.

Die meisten Synodenmitglieder haben sich um eine faire Diskussionskultur bemüht, aber die Pluralität der Positionen nicht ausgehalten. Deshalb haben die Konservativen gesiegt. Schließlich versteckte sich die Synode hinter dem Papst und seiner Gesamtverantwortung in einem Augenblick, da sie zu eigenständigem Handeln ermutigt war. Damit entstand eine paradoxe Situation, die allerdings vorhersehbar war. Denn die Kirchenführer, die ihre Ämter unter den Vorgängerpäpsten einer strengen Gehorsamshaltung verdanken, konnten sich in der vorliegenden Konfliktsituation nicht zu effektiver Synodalität aufrufen. Sie hätte den Mut zu eigener Entscheidung verlangt. Diese Generation von Kirchenführern ist eben in Gehorsam erzogen und nicht im fruchtbaren Umgang mit Konflikten geschult. So vergessen sie ständig, dass sie im Dienste ihrer Teilkirchen und Kirchengemeinden stehen. Angesichts der bekannten Umfragen grenzt ihr nach oben fixierter Blick an Verrat.

Deshalb ist es nicht der Papst, der jetzt hätte liefern müssen, wie Konservative leicht drohend noch vor wenigen Wochen behaupteten. Es sind dagegen die ehe- und familienlosen Synodenväter, die vor ihrer neuen Herausforderung versagten. Dies gilt auch für die deutschsprachigen Bischöfe. Ihre Stellungnahmen waren zwar blendend formuliert [vgl. 84-86], doch in ihrer Abstraktheit verkleisterten sie die Konflikte, die man hätte austragen müssen. Einheit

ist kein Eigenwert an sich. Mit der hilflosen Behauptung, in ihrer Komplexität bedürften die anstehenden Fragen noch einiger Klärungen, um sie „im Licht des Evangeliums, der Lehre der Kirche und mit der Gabe der Unterscheidung weiter zu vertiefen“ (so die deutschsprachige *relatio* zur dritten Woche). Mit dieser Ausrede ließen die bisherigen Vorkämpfer einer Erneuerung – gewiss unter dem Druck von Kardinal Müller und seiner Genossen – diejenigen im Stich, die auf eine hilfreiche Entscheidung angewiesen wären. Man hätte genügend Zeit gehabt, um die komplexen Fragen zu analysieren oder es auf einen offenen Dissens ankommen zu lassen. Dieser hätte wenigstens klärend gewirkt und den Gemeinden Alternativen für ihre eigene Entscheidung geboten. Jetzt hat man der Pressure zu einer formelhaften Einmütigkeit nachgegeben und sogar zugestanden, dass eine Bitte um Vergebung für eine sexualfeindliche Vergangenheit von der Mehrheit abgeschmettert wurde.

Es ist eine Einmütigkeit, die mehr der Selbstdarstellung der Synode als einem erkannten Konsens dient. Auch neigt mancher Synodenbischof nach vollbrachter Tat zum Selbstlob und zum Versuch, die Versammlung als Ereignis mit großem Selbstwert, als privilegierten Ort des Lernens und gegenseitigen Kennenlernens zu preisen. Mag sein, dass die Bischöfe jetzt einiges dazugelernt haben. Doch was sie schon lange wissen müssten, interessiert die Betroffenen weniger. Kein Politiker würde vor seinem Publikum bestehen, wenn er nur zu erzählen wüsste, wie toll seine Erfahrung auf einer Tagung des UNO-Sicherheitsrats war. Doch mit guten Gründen beurteilt das Kirchenvolk die Kirchenführer nach konkreten Ergebnissen, nicht nach einer Diskussionskultur, die vorhanden sein müsste. Gemeinden lieben aufrichtige und selbstkritische Eliten. Ihr Versagen bleibt im Gedächtnis.

## Hoffnung beim Papst

Jetzt liegt die Hoffnung bei Papst Franziskus, an den alle Entscheidungen delegiert sind. Darin liegen Hoffnung und Enttäuschung zugleich. Die Hoffnung ruht auf dem „postsynodalen Schreiben“, das einer Bischofssynode regelmäßig folgt; möge er im Sinne des Kirchenvolkes entscheiden.

Die Enttäuschung darin, dass diese Bischofsversammlung, die als bloßes Beratungsorgan zu Unrecht den Ehrentitel einer Synode trägt, bei diesem Modellversuch einer synodal agierenden Kirchengemeinschaft gescheitert ist. Sie hat sich weder authentisch mit der Botschaft Jesu auseinandergesetzt, noch die Wahrheit Jesu in eine neue Zeit fortgeschrieben. Vor allem hat sie nicht verstanden, welche Chance sie für die kirchliche Erneuerung am Beginn dieses Jahrtausends versäumt hat. So kann man sich dessen gewiss sein: Nach einem gescheiterten Erstversuch steht die katholisch-christliche Frage nach Ehe und Familie, diesem kostbaren „weltlich Ding“, erst am Anfang. Nach der Synode ist vor der Synode.

Wir hoffen, dass Papst Franziskus das Gebot der Stunde erkennt und jetzt angemessen handelt. Er muss dabei wissen: Unzählbare Mitglieder der katholischen Kirche sind in den verschiedensten Ländern schon lange ihren eigenen Weg gegangen. Die Gemeinden bitten ihn um nichts, sondern fordern endlich Lösungen ein, die in unserer Gegenwart verantwortbar sind. Unabhängig davon werden sie im Wissen um die Botschaft Jesu und um die Stimme ihres eigenen Gewissens ihren eigenen Weg umso entschlossener gehen.

28.10.15

\*\*\*

Norbert Lüdecke

## Déjà vu

Es funktioniert nicht und ist unehrlich, verbal die Lehre hochzuhalten und praktisch von ihr abzusehen – Ein Kommentar zum Ende der Familiensynode.

---

Ein Papst kann seine absolute (Höchst- und Voll-) Gewalt über die gesamte Kirche

jederzeit nach „Gutdünken“ ausüben – so hatte es Papst Paul VI. 1964 die Bischöfe auf dem II. Vatikanum wissen und der Konzilskonstitution über die Kirche sicherheitshalber anfügen lassen. Dünkt es ihm gut, sich beraten zu lassen, fragt er seine Kurienorgane oder persönliche Vertraute, oder er startet eine größere Aktion wie die Bischofssynode. So wie vor genau 35 Jahren, im Oktober 1980, zum Thema „Familie“. Die Bischöfe stimmten am Ende über „Vorschläge“ an den inzwischen heiligen Johannes Paul II. ab. Um die „pastorale Barmherzigkeit“ aufscheinen zu lassen, baten sie, die Praxis der ostkirchlichen Wiederverheiratung zu berücksichtigen und nach Wegen zu suchen, wiederverheiratete Geschiedene zur Kommunion zuzulassen, soweit sie ein Leben führen, das der Unauflöslichkeit der Ehe nicht widerspricht. Konkreter wurden sie nicht, um offen zu lassen, ob dies auch von einer sexuell gelebten zweiten Partnerschaft gesagt werden könnte.

Schon in seiner Abschlussansprache machte der Papst klar, was er in späteren Lehrschreiben weiter ausführte, bekräftigte und als geltende Rechtslage einschärfen ließ: Sittlich einwandfreie Sexualität gibt es nur zwischen miteinander verheirateten Partnern. Mit einem Dritten ist sie vorehelich Unzucht und nach der Hochzeit immer und ausnahmslos Ehebruch und somit schwere Sünde (*Weltkatechismus 2380*). Dass es solche absoluten Normen überhaupt gibt und Ehebruch dazugehört, wurde von Johannes Paul II. gegen bis dahin breit vertretene moraltheologische Auffassungen als „unabänderlich“ klargestellt (*Enzyklika Veritatis Splendor* 49, 81, bes. 115). Aus diesem doktrinellen Axiom folgt die kirchenrechtliche Regelung: Wer kirchlich gültig geheiratet hat und nach der (staatlichen) Scheidung zivil wieder heiratet, hat die alternativlose Pflicht, sich vom neuen Partner zu trennen. Die neue Verbindung als solche und in sich ist bis dato kirchlich kein Wert, der von der Trennungspflicht entbinden könnte. Zurücktreten kann diese nur gegenüber zusätzlichen Verpflichtungen (Kinder oder Krankheit des Partners). Nur in diesem Fall darf die Lebensgemeinschaft als enthaltsam zu lebende aufrechterhalten werden. Anderes wäre Ehebruch, also von der Kommunion ausschließende schwere Sünde – und zwar unabhängig von

der subjektiven Anrechenbarkeit, wie der *Päpstliche Rat für die Interpretation der Gesetzestexte* 2000 gegen KirchenrechtlerInnen und vereinzelte Bischöfe erklärte, die meinten, auch ohne Enthaltensamkeit sei eine Kommunionzulassung möglich (Nr. 2a). Fazit des Rates: „Keine kirchliche Autorität“ könne „in irgendeinem Fall von [der] Verpflichtung des Kommunionsspenders dispensieren [, andernfalls die Kommunion zu verweigern,] oder Direktiven erlassen, die dieser Verpflichtung widersprechen“.

35 Jahre später dünkte es auch Franziskus gut, sich von einer Synode beraten zu lassen. Und was raten ihm die Bischöfe in den einschlägigen Passagen des *Abschlussdokuments* mit den insgesamt wenigsten Ja-Stimmen (Nr. 84-86)? Priester sollen Betroffene im Einklang mit der Lehre der Kirche und nach Vorgaben durch den Bischof zu einem differenzierten und bußfertigen Gewissensurteil begleiten. Dabei sollen diese erkennen, was sie an einer vollen Partizipation im kirchlichen Leben noch hindert. Ein objektiver Verstoß bedeute nicht zwingend subjektive Anrechenbarkeit, heißt es unter Bezug auf eben jenes Dokument des Päpstlichen Rates, der an dieser Stelle aber gerade die Irrelevanz der subjektiven Schuldlosigkeit für die Kommunionzulassung betonte. Und das heißt jetzt was?

Die *drei deutschen Synodenbischofe* sehen „Handlungsperspektiven“, die in ein eigenes Wort der deutschen Bischöfe zu Ehe und Familie einfließen sollen. *Alois Glück* sieht bereits den Weg zur Kommunionzulassung aufgezeigt. Wie soll der aussehen? So wie bisher, d. h. bei ehrlichem Vorsatz zur Enthaltensamkeit anonymes Kommunizieren außerhalb der Heimatpfarrei? Das wäre nicht neu. Oder ohne Enthaltensamkeit, also mit sündenfreiem Sex in der neuen Beziehung? Wo soll das stehen und warum wird dann nicht Klartext geredet? Weil man weiß, was zu diesem Weg notwendig wäre und amtlich bisher immer abgelehnt wurde? Nämlich etwas, was die Synode gar nicht kann und vielleicht (wegen der Vorarbeit seiner Vorgänger) nicht einmal der Papst, nämlich die Änderung einer immer wieder bekräftigen kirchlichen Lehre?

*Es funktioniert nicht und ist unehrlich, verbal die Lehre hochzuhalten und prak-*

*tisch von ihr abzusehen.* Entweder es gilt weiterhin ausnahmslos: „Kein legitimer Sex außerhalb einer kirchlich gültigen Ehe!“, oder in bestimmten, komplexen Fällen ist außerehelicher Sex nun unter bestimmten Bedingungen moralisch zulässig. Was lehramtlich bislang strikt zurückgewiesen wurde, wäre dann partiell zulässig. Und: Wo Ausnahmen grundsätzlich möglich sind, muss es nicht bei einer einzigen bleiben. Von einem solchen „Wind of Change“ ließen sich nicht nur wiederverheiratete Geschiedene gerne beflügeln.

Allerdings: Dass Papst Franziskus im September 2015 auch die Römische Kurie mit einer Erleichterung der Ehenichtigkeitsverfahren überraschte, deutet nicht darauf hin, dass er den Weg der Lehränderung für gangbar hält oder überhaupt will. Aber ganz gleich, was ihm alles noch gut dünken wird: Die Bischöfe werden tun, was gute Bischöfe immer tun und was *Kardinal Marx* unlängst in den Tagesthemen als katholisch alternativlos begrüßte: Gehorchen. Eines aber sollten sie aufhören zu tun: Die Gläubigen mit ausgetretenen Wegmetaphern in immer neue Hoffnungsschleifen zu schicken.

*Prof. DDr. Norbert Lüdecke ist Inhaber des Lehrstuhls für Kirchenrecht an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn*

Quelle: <http://theosalon.blogspot.de/2015/10/deja-vu.html>

\*\*\*

Markus Groß

## Von der Attraktivität des Exotischen. Bemerkungen zum Katholizismus in Thailand

Wenn man eine repräsentative Auswahl von Durchschnittsdeutschen fragt, welche Assoziationen sie mit dem Begriff „Katholi-

sche Kirche“ verbinden, so dürften die Antworten in den meisten Fällen eher frustrierend als ermutigend ausfallen. Als beispielhaft mag die Umfrage von Spiegel Online herangezogen werden.<sup>1</sup> Schon die Überschrift bereitet den Leser auf den Tenor vor, auf den er sich gefasst machen muss: „Umfrage in 42 Ländern: Deutsche Katholiken sehen ihre Kirche besonders kritisch.“

Nun ist gegen eine kritische Haltung im Allgemeinen nichts zu sagen, kommt das Wort doch vom griechischen „krinein – (zwischen gut und schlecht) unterscheiden“. Doch was im Rest des Artikels aufgelistet wird, betrifft nicht die Bandbreite kirchlichen Lebens, sondern fast ausschließlich den Bereich Sexualität: „Zusammenleben ohne Trauschein“, „Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zur Kommunion“, „Umgang mit Homosexuellen“, „Das verpflichtende Zölibat“, „Die kirchliche Eheberatung“. Die Erklärung dieser augenfälligen Tatsache kommt etwas später, als erklärt wird, dass die Umfrage durchgeführt worden sei von drei Theologiestudenten als „Ergänzung zu den Fragebögen des Vatikans zu den Themen Ehe, Familie und Sexualität, die zur Vorbereitung der Familiensynode an die Diözesen verschickt worden waren.“

Hier soll nicht die Behauptung aufgestellt werden, diese Themen seien nicht wichtig, doch darf bezweifelt werden, dass die *Mehrheit* der rund 10.000 Befragten homosexuell, geschieden und an der Kommunion gehindert, zölibatär und in Seelennot oder von der kirchlichen Eheberatung enttäuscht ist. Warum also diese Fixierung auf das Sexuelle? Geht es im Bereich des Glaubens nicht eher um „Grundfragen der Menschheit“: *Wo kommen wir her, was sind wir, was kommt nach dem Tod?*

Man vergleiche damit Ergebnisse der Google-Suche mit dem Stichwort „Dalai Lama“: Nach seiner eigenen Homepage und Wikipedia erscheinen folgende Titel von Artikeln als Treffer: „Warum der Dalai Lama die Wiedergeburt abschaffen will“, „Schwei-

<sup>1</sup> <http://www.spiegel.de/panorama/deutsche-katholiken-sehen-kirche-besonders-kritisch-a-1048938.html>; die Studie ist laut eigenen Angaben des Spiegels jedoch nicht repräsentativ; Studienzeitraum: März 2014 - Juli 2015, Teilnehmer: 10.733 auswertbare Fragebögen aus 42 Ländern.

zer Wallis – Der Weinberg des Dalai Lama“ und schließlich als Höhepunkt: „Dalai Lama: Glückwunsch, eure Deftigkeit! – Mit seiner guten Laune hat der Dalai Lama den Buddhismus in Deutschland populär gemacht – und uns mehr geprägt als der Papst.“ (ZEIT ONLINE, 05.07.2015)

Natürlich lebt auch der Dalai Lama im Zölibat, und es gehört zu den fünf Geboten („pañca śilāni“) der buddhistischen Laien, unerlaubte sexuelle Handlungen zu vermeiden – der Buddhismus ist also alles andere als freizügig. Eine buddhistische Eheberatung als Institution gibt es gar nicht, von einer Ehe für Homosexuelle ganz zu schweigen.

Religiöse Führer des eigenen Kulturkreises werden offensichtlich anders betrachtet als die aus anderen Weltgegenden. Warum sonst werden peinliche Fragen, bei deren Beantwortung man sich als katholischer Würdenträger eigentlich nur zwischen Bruch mit der Tradition oder massivem Imageschaden in den Medien entscheiden kann, nur der katholischen Kirche gestellt?

Bevor ich mich hier zu einer – höchst persönlichen, nicht durch empirische Forschung gestützten und daher spekulativen – Antwort versteigen will, möchte ich versuchen, die Ausgangssituation umzudrehen: Wie sieht es in Ländern aus, in denen die katholische Kirche die *fremde, exotische* Religion ist und der (angeblich friedliche, moderne und logische) Buddhismus die einheimische? Tibet fällt aus politischen Gründen verständlicherweise als Vergleichsobjekt aus, stattdessen will ich einige Eindrücke von der Lage der katholischen Kirche in einem buddhistischen Land wiedergeben, das ich seit über zwanzig Jahren gut kenne: Thailand.

Im Jahre 1991 bin ich dort auf einer Weltreise „hängen geblieben“ und arbeitete einige Jahre als Deutschlektor an einer Universität in Bangkok, lernte nach einigen Monaten meine spätere Frau kennen, und verbringe dort seither alle ein bis zwei Jahre mit der Familie einen großen Teil der Sommerferien. Während der Theravada-Buddhismus, die einzige überlebende Version der Hinayana-Richtung, in Thailand praktisch den Rang einer inoffiziellen Staatsreligion hat, ist die katholische Kirche zwar überall präsent, zu ihr gehören

jedoch laut Statistik nur 369.636 Mitglieder, d.h. rund 0,58 % der Thailänder. Trotzdem – und im Gegensatz zur Situation im Westen – scheint die Kirche hier zu wachsen, im Jahre 2003 waren es noch 278.000 Mitglieder (0,44 %). Die Mehrheit der Bevölkerung (94 %) ist buddhistisch und rund 4 % der Thailänder sind Muslime, vor allem im Süden, wo sie in einigen Provinzen die Mehrheit bilden. Aber auch in Bangkok werden sie immer sichtbarer, vor allem, da in den letzten Jahren immer mehr Mädchen – und auch immer mehr junge Männer – durch die Kleidung ihre Religionszugehörigkeit demonstrieren. Hand in Hand geht dieser Trend mit der immer stärker werdenden Neigung, die muslimische Jugend auf islamisch ausgerichtete Schulen zu schicken, in denen Arabisch Unterrichtssprache ist und die von reichen Ölstaaten finanziert werden.

Während meines ersten Semesters in Bangkok im Jahre 1991 war dies noch anders gewesen: Eine meiner Klassen bestand aus einer unzertrennlichen Gruppe von fünf Studentinnen, von denen drei Buddhistinnen, eine Muslimin und eine Katholikin war. Weder an der Kleidung, noch am Benehmen, was in Thailand immer auch das Element der Schalkhaftigkeit und des sich gegenseitigen Aufziehens beinhaltet, war hier irgendein Unterschied festzustellen.

Meine damalige Freundin und ich haben nach anderthalb Jahren in Thailand geheiratet, interessanterweise frühmorgens mit einer traditionell thailändischen Zeremonie (unter anderem mit buddhistischen Mönchen) und nachmittags katholisch. Überraschend für mich war, dass so etwas in Thailand nicht unüblich war und ist. Noch überraschender war die Reaktion einiger (buddhistischer) Hochzeitsgäste nach der katholischen Trauung, als sie, schwer beeindruckt von der Feierlichkeit und der Romantik, fragten, ob es möglich sei katholisch zu werden, nur um zu heiraten (d.h. danach wieder zum Buddhismus zurückzukehren). Der Grund war wohl, dass die buddhistische Zeremonie keine „Trauung“ ist, sondern – wie bei Hauseinweihungen, Kremationen etc. – eine Gruppe von neun Mönchen eingeladen wird, die Texte auf Pali rezitieren und dann mit Geschenken beehrt werden. Eine Frage „willst du diesen Mann/diese Frau heiraten“ oder ähnlich

gibt es nicht, ebensowenig wie den Tausch von Ringen.

Der Priester, der die Trauung vollzog, war ein überaus netter Italiener, der uns half, alle offiziellen Hürden (z.B. die Erlaubnis der Kurie), die normalerweise einige Wochen dauern, in drei Tagen zu nehmen. Das obligatorische Ehe-Vorbereitungsseminar konnten wir nach seiner Fürsprache im Dreiergespräch mit einem thailändischen Geistlichen an einem einzigen Tag absolvieren.

Der erwähnte katholische Privatschüler und seine ganze Familie, alles zwar ethnische Chinesen, aber auch patriotische Thailänder, wurden übrigens danach gute Freunde von uns. Lustig war der erste Besuch in ihrer neuen Wohnung: im Wohnzimmer stand ein europäischer Weihnachtsbaum aus Plastik, der allen so gut gefallen hatte, dass man ihn für die nächsten Jahrzehnte das ganze Jahr über stehen ließ. Die ganze Wohnung war zudem voll mit Erinnerungsstücken von Wallfahrten, Bildern von Lourdes und Rom, und natürlich ein Foto mit Familienmitgliedern mit dem vorvorletzten Papst (thail. „Santa Papa“), der Thailand besucht und auch vom König in allen Ehren empfangen worden war.

Allgemein gibt man sich auch bei thailändischen Christen staatstragend. In diesem Jahr besuchten wir den Gottesdienst am Geburtstag der Königin, die in der Kirche mit einem geschmückten Foto und einem Glückwunsch mitbedacht wurde.

Die Kirche selbst war so voll, dass einige der Besucher auf dem Boden sitzen mussten, was kein größeres Problem war, da alle – wie auch in buddhistischen Tempeln, die Schuhe ausgezogen hatten. Der neue Priester – ebenfalls Italiener – spricht ausgezeichnet Thai, wie alle europäischen Kleriker, die mir dort begegnet sind, und kennt auch die Kultur bis in kleine Details hinein. Besonders positiv fällt auf, dass auch viele junge Menschen in der Kirche sind, an Messdienern beiderlei Geschlechts fehlt es nicht. Nur die Orgel ist elektronisch, wie man mir erzählte deshalb, weil es in Thailand niemand gibt, der Orgeln stimmen kann.

Die Seitenwände der Kirche sind offen, was bei der brütenden Hitze, in Verbindung mit

zahlreichen Ventilatoren, für Kühlung sorgt und Eltern mit schreienden Kinder es erlaubt, kurz mit diesen hinauszugehen. Der Friedensgruß ist natürlich kein Händedruck, sondern ein thailändischer „Wai“, ein Kopfnicken bei gefalteten Händen, der normalen thailändischen Begrüßung.

Nach der Messe gibt es ein gemeinsames Mittagessen für alle, die Zeit haben, im Schatten eines großen Baumes. Thailand ist mittlerweile auf dem Weg zum Industrieland, und deshalb hat man seinerseits begonnen, ärmere Länder zu unterstützen. „Meine“ Gemeinde hat eine Partnergemeinde in Sri Lanka, von wo des öfteren Gäste für mehrere Wochen auf Besuch kommen. Wirklich überrascht war ich in den letzten beiden Jahren allerdings von einer Art Gäste, die ich hier nicht erwartet hätte: Ich kam mit zwei pakistanischen Familien ins Gespräch, die aus ihrer Heimat geflohen waren, weil sie als Christen verfolgt wurden – einer berichtete von der Ermordung seines Vaters – und ausgerechnet in Thailand Asyl gefunden hatten. Ein UNHCR-Mitarbeiter hatte einem der Familienväter vorgeschlagen, nach Deutschland zu gehen, dieser hatte aber große Bedenken „wegen der vielen Muslime“ dort und bat mich um Rat.

Ein ähnlicher Fall war ein Iraner, der zwar an der Messe teilnahm und während unseres Gespräches versuchte, seinen Rosenkranz zu reparieren, sich aber noch nicht taufen lassen. Er zeigte mir eine persisch geschriebene Broschüre zur Einführung ins Christentum. Im iranischen Parlament sitzen zwar auch christliche und sogar jüdische Abgeordnete, auf „Abfall vom Glauben“ steht allerdings weiterhin die Todesstrafe.

An was denken nun aber normale, nicht-christliche Thailänder, wenn sie das Wort „katholisch“ hören. Die Antwort ist natürlich nicht „Kindesmissbrauch, Geldverschwendung, Kirchenaustritte, Zölibat“ o.ä., sondern: *Privatschulen*. Als wir vor einigen Jahren bei einem Besuch unsere Kinder (auf deren Wunsch) für ein paar Wochen auf eine thailändische Schule schicken wollten, fragte meine Frau ihre (buddhistischen) Studienkollegen, die alle Lehramt studiert hatten, welche Lehrinstitute sie empfehlen könnten. Praktisch alle Schulen, die genannt wurden, waren katho-

lische, meist von Nonnen geleitete Privatschulen.

Eine kleine Bemerkung am Rande: Skandale mit religiösen Würdenträgern gab es in den letzten Jahren auch in Thailand, allerdings mit buddhistischen Mönchen, die beispielsweise ihre Vertrauensposition zur eigenen Bereicherung ausgenutzt hatten. Sexueller Missbrauch von Novizen durch einen Abt wurde übrigens schon vor Jahrzehnten in einem Roman („die Schlange“) thematisiert.

Zusammenfassend kann man sagen, dass das Christentum allgemein, und das katholische im Besonderen, in Thailand ein überaus positives Image hat, dass ein Besuch in einer katholischen Gemeinde den Eindruck einer fröhlichen, wachsenden, solidarischen und oft auch sehr frommen Religionsgemeinschaft macht, in der die ursprünglich fremde Religion der eigenen Kultur sehr gut angepasst wurde.

Doch nun zurück zu der anfänglichen Frage, ob fremde Religionen attraktiv sind, weil sie fremd sind. Oder sollte hier eine „Einzelfallprüfung“ sinnvoller sein? Zunächst einmal stellt sich diese Frage nur bei offenen Gesellschaften, in islamischen Ländern etwa kann von einer freien Wahl der Religion keine Rede sein. In Thailand kommt hinzu, dass es sich um eine „Konsensgesellschaft“ handelt, in der Konflikte und kontroverse Themen eher vermieden werden. Man wird also nicht auf seine Religionszugehörigkeit hin angesprochen, und wenn man von jemand erfährt, dass er oder sie Christ ist, hat dies normalerweise keine sozialen Auswirkungen.

Doch gibt es durchaus klar erkennbare Gründe, die einen Thailänder zum Übertritt bewegen können. Da wären zunächst einmal einige Äußerlichkeiten zu nennen, die man aber nicht unterschätzen sollte. In einem buddhistischen Kloster gibt es zwar gemeinsames Meditieren und Rezitieren mit Laien, doch ist dies nie normaler Teil einer Liturgie, sondern es geschieht in speziellen Gruppen besonders Interessierter. Normale Buddhisten müssen während einer Beerdigung, einer Hochzeit oder eines Feiertags eigentlich nichts aktiv mitmachen. Man geht zum Tempel, spendet Geld oder eigens vorbereitete „Präsentkörbe“ mit Nahrungsmitteln und Toilettenartikeln und

hört sich vielleicht noch die Rezitation auf Pali oder eine Predigt an, es gibt aber keine geordnete Abfolge von Aktivitäten, an der eine „Gemeinde“ beteiligt wäre. Auch religiöse Musik gibt es nicht. Eine thailändische Kollegin sagte mir einmal, der Buddhismus sei eine „Religion für die Mönche“, eine andere Dozentin an der Uni bedauerte zudem, dass es in Thailand keine „Feste für die Kinder“ wie Weihnachten und Ostern gebe.

Neben diesen emotionalen Gründen gibt es aber meines Erachtens noch einen viel wichtigeren Grund, der in der religiösen Botschaft selbst begründet liegt. Das Nirwana ist keine sehr attraktive Vorstellung, wenn man es sich überhaupt „vorstellen“ kann. Die beste Übersetzung ist „Verlöschen“, das „nir-“ hängt mit dem Deutschen „nirgends“ und das „wa-na“ mit dem deutschen „wehen (vom Wind)“ zusammen. Der christliche Himmel und die ewige Seligkeit ist da schon heimlicher. Auch vermittelt ein liebender Gott mehr Geborgenheit als das ewige Weltgesetz der Wiedergeburt, das es dazu noch zu überwinden gilt!

Doch warum hat das Christentum bei uns in Europa so schlechte Karten? Als treuer Imprimatur-Leser fallen einem da natürlich all die Missstände, Unzulänglichkeiten und alten Zöpfe ein, die einen intelligenten und human denkenden Menschen an der katholischen Kirche stören. Trotzdem reicht dies als Erklärung nicht aus: Schließlich wurden die meisten dieser alten Zöpfe in der evangelischen Kirche schon vor langer Zeit abgeschnitten, ohne dass diese deshalb großen Zulauf erhielte. Im Gegenteil, wenn Ex-Christen an Weihnachten ein wenig „Christmas-Feeling“ tanken wollen und sich überlegen, eine Christmette zu besuchen, wählen sie fast immer eine katholische Kirche, sogar Ex-Protestanten.

Meines Erachtens ist ein Hauptgrund für die oft augenfällige Abneigung gegen die Kirche nicht zuletzt die Lust am Rebellionen, das sich Auflehnen gegen Autoritäten, die in vergangenen Jahrhunderten, als die Kirche noch Macht hatte, dazu führte, sie als eine Art „Lieblingsfeind“ zu betrachten. Wer in den 70er Jahren auf einer Party ein Thema suchte, bei dem man todsicher Beifall finden und das Wir-Gefühl stärken würde, musste nur anfangen über einen

Kardinal, den Vatikan oder den Papst zu schimpfen. Dummerweise macht es die Kammer noch sehr leicht, hier einen Angriffspunkt zu finden um den Schnabel zu wetzen und Dampf abzulassen.

Man stelle sich aber einmal vor, Dan Browns Romane würden nicht in den Gewölben römischer Kirchen oder der Engelsburg spielen, sondern in einer kahlen protestantischen Kirche. Und dass sich der Brandner Kasper in einem evangelischen Jenseits vom personifizierten Tod (dem „Boanlkramer“) auch so leicht hätte überzeugen lassen auf seine ihm noch zustehenden Lebensjahre zu verzichten, darf ebenfalls bezweifelt werden.

Ich will diesen Beitrag mit einem tröstlichen Gedanken beenden: Die katholische Kirche hat – auch mit allen Unzulänglichkeiten und Fehlern – mehr zu bieten, als den meisten Katholiken bewusst ist. Man sollte vielleicht einmal damit anfangen, nicht immer nur über das halbleere Glas zu lamentieren, sondern hin und wieder auch etwas Freude über das in Wirklichkeit viel mehr als nur *halb volle* Glas zu zeigen.

\*\*\*

Theo Mechtenberg

## Die Sprache der Gewalt des Theologieprofessors Oko – ein kirchlicher Skandal

„Christen bedürfen der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Wissenschaften, auch mit denen, die sich mit dem kulturellen Geschlecht befassen. Eine offen und ehrlich geführte Auseinandersetzung kann auch für wissenschaftliche Vertreter von *gender* von Nutzen sein; vorausgesetzt, sie werden dabei nicht herabgewürdigt – wie dies bei einem, sich der Unterstützung der Polnischen Bischofskonferenz erfreuenden Krakauer Theologen der Fall ist.“

tholische Kirche bis heute ihren Gegnern

Mit diesen Sätzen beginnt der mehrseitige Beitrag des polnischen, an der Glaubenskongregation tätigen und an der Päpstlichen Universität Gregoriana lehrenden Priesters Krzysztof Charamsa<sup>1</sup>, in dem er die aggressiven und diskriminierenden Aussagen des Priesters und Professors Dariusz Oko<sup>2</sup> analysiert und als wissenschaftlich unhaltbar, eines Theologen unwürdig, dem Geist des Evangeliums widersprechend sowie als kirchlich skandalös zurückweist. In einer Zusammenfassung sollen im Folgenden die Gedankenführung und die inhaltlichen Aussagen dieses Artikels verdeutlicht werden.

Bevor Charamsa im Einzelnen auf die Aussagen von Prof. Oko eingeht, betont er, dass das Evangelium zu jeglicher Gewalt in Widerspruch steht. „Mangelt es an diesem Widerspruch, dann kompromittiert sich unsere Religion und schwindet dahin, denn sie verstößt gegen ihr Wesen.“ Diese Grundüberzeugung schließe das Bewusstsein von der eigenen, sich auf die Religion stützenden Gewaltanwendung in der Geschichte der Kirche ein und verlange das Eingeständnis eigener Schuld, wie dies Johannes Paul II. im Jubiläumsjahr 2000 getan habe. Auch dürfe der Theologe nicht die „heutigen Untersuchungen zum Phänomen der Gewalt in der Religion“ ignorieren. In diesem Zusammenhang fügt Charamsa ein längeres Zitat von Samuel Huntington an, der die Gewalttätigkeit im Islam wie im Christentum aus dem ihnen gemeinsamen Monotheismus herleite, der keine anderen Götter ertrage und in seinem Universalismus auf die Umsetzung des wahren Glaubens tendiere, „zu dem sich alle Menschen bekennen sollen.“ Dieser Problematik könne nicht mit einer „neuen Apologetik“ begegnet werden, sondern sie verlange „eine sachliche interdisziplinäre Diskussion, der sich die Theologie nicht entziehen kann, wenn sie ein gleichberechtigtes Subjekt der Auseinandersetzung im universitären *ate-*

<sup>1</sup> Krzysztof Charamsa, *Teologia i Przemoc: Przypadek księdza Oko (Theologie und Gewalt. Das Beispiel des Priesters Oko)*, Tygodnik Powszechny v. 04. 10. 2015, S. 22-28.

<sup>2</sup> Vgl. die Ausführungen zu Prof. Oko in meinem Beitrag „Polens Kirche im Kulturkampf“, *imprimatur* 2/2015.

*neum (Athenäum, Red.)* der Wissenschaften bleiben will.“

## Gewalt als Sprachproblem

Charamsa analysiert die Gewalt bei Professor Oko als Sprachproblem. Nicht immer entspreche die Form dem Inhalt einer theologischen Aussage; sie könne ihn verdunkeln oder geradezu ins Gegenteil verkehren. Sowohl das Zweite Vatikanum mit seiner Konzeption des *aggiornamento* als auch *Evangelii gaudium* (135-159) von Papst Franziskus zeigten das Bemühen, für den Inhalt der Aussagen die entsprechende Form zu finden. Allerdings bedeute dies keinen Verzicht auf einen gesunden Kritizismus gegenüber der Welt. Der dürfe sich jedoch nicht auf Gewalt stützen. Es gehe hier darum, sich vor der Versuchung einer Ideologisierung der Wahrheit und ihrer Indoktrinierung zu hüten, denn sowohl Ideologie als auch Indoktrinierung würden sich „ihrer Natur nach der Gewalt bedienen.“ Ein Theologe müsse sich daher bewusst sein, „dass sich die Wahrheit selbst verteidigt, aber dies nur dann und nur dann, wenn sie nicht mit Gewalt und Verbreitung von Angst gewürzt ist.“ Es sei daher von größter Bedeutung, welcher Sprache sich ein Theologe bediene. Gebrauche er eine Sprache der Gewalt und der Einschüchterung, dann „glaubt er im Grunde nicht an die Macht der von Christus verkündeten Barmherzigkeit und glaubt auch nicht an die Rationalität der die christliche Wahrheit verteidigenden Argumente.“ Er sei dann letztlich kein Theologe, sondern jemand, der einen „ideologischen Krieg“ vom Zaune breche.

## Gender und die „sexuell manisch Kranken“

Es verstehe sich, dass Theologie und Kirche zu den Problemen ihrer Zeit Stellung beziehen müssen. Dies gelte auch für *gender* und die feministischen Theorien. Charamsa verweist auf das von Joseph Ratzinger als Präfekt der Glaubenskongregation verfasste „Schreiben an die Bischöfe der katholischen Kirche über die Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und der Welt“ vom 31. Mai 2004. Doch im Unterschied zu diesem Dokument bediene sich

Professor Dariusz Oko in diesen Fragen einer Sprache der Gewalt und des Hasses. Ihm fehle zudem die für eine sachgerechte Auseinandersetzung mit *gender studies* erforderliche Qualifikation, und er kaschiere seine Inkompetenz mit Arroganz. Damit disqualifiziere er sich für eine wissenschaftliche Diskussion. Besonders beunruhigend sei „die Popularität, der sich Oko unter einem beträchtlichen Teil der polnischen katholischen Gemeinschaft erfreue wie auch die Unterstützung, die ihm von der polnischen institutionellen Kirche zuteil werde.“

Für Professor Oko reiche es „methodologisch“, ohne Kenntnis der Quellen alles zu verurteilen, was seinen Ansichten nicht entspreche. Er mache von seiner Unkenntnis nicht einmal einen Hehl, indem er argumentiere, man brauche nicht „Mein Kampf“ oder das „Kapital“ von Karl Marx gelesen zu haben, um zu wissen, „worum es da geht.“ Mit einer solchen Art „Rationalismus“ fühle sich Professor Oko „als Wächter der einen Wahrheit und lädt seine Jünger dazu ein, seine eigenen, nicht verifizierten Thesen zu übernehmen.“ Nach seiner Überzeugung brauche man mit Wissenschaftlern, die man als antikatholisch einschätzt, nicht zu diskutieren und ihre Werke nicht zu lesen. Die kritisierten Wissenschaftler seien „ohne Kenntnis der Quellen zu verdammen“, wobei es ausreiche, „ihnen einen Bezug zur marxistischen Analyse zu unterstellen“; dies nach dem Motto: „Das sind Marxisten, ergo wissen wir, zu welchen Schandtaten die Anhänger des Marxismus fähig sind.“ In Anwendung einer solchen Methode bringe sich Professor Oko in die Nähe einer geistigen „Bücherverbrennung“, einer über seine Gegner verhängten *damnatio memoriae*, und das sei „ein Ausdruck intellektueller Gewalt.“

Einer besonders vulgären Sprache bediene sich Professor Oko bei seiner Verurteilung der Homosexualität. Der von Homosexuellen praktizierte Sex sei so, „als würde der Motorkolben im Auspuff arbeiten, statt im Zylinder. Das ist medizinisch wie technisch eine Katastrophe. Denn der Wagen kommt nicht in Fahrt, und das Rohr wird zertrümmert. Und daraus resultieren Krankheiten und Probleme. Denn dazu ist der Afteer nicht geschaffen. Arme Menschen, die das nicht begreifen. Das passt nicht dazu.

Dort entstehen offene Wunden, dort gibt es Kot, Blut, häufig Speichel und sämtliche Flüssigkeiten des Organismus, die sich mit dem Blut vermischen.“ Eine derartige vulgäre und karikierende Darstellung der Intimität, so Charamsa, verbiete sich für einen Theologen, und dies selbst dann, wenn ein solches Verhalten seitens der kirchlichen Lehre untersagt werde. Oko habe kein Recht, Ekel und Hass gegen jemanden zu schüren, der gegen die kirchliche Moral verstoße. Doch dieser polnische „Experte“ beschränke sich nicht einmal auf ein Handeln, das die katholische Kirche verurteile, „er flößt auch Hass ein gegen Ungläubige und feministische Philosophinnen“, die er, wie die Homosexuellen, als „sexuell manisch Kranke“ diskriminiere.

Doch damit nicht genug. Sexuell manisch krank sei für Oko bereits jemand, der sich mit *gender studies* befasse. „Liest einer Publikationen zu *gender*, dann fragt er sich, wer das geschrieben hat, diese besonders für Kinder so gefährlichen Sachen. Vermuten wir, dass sexuell manisch Kranke derartiges geschrieben haben, dann wird es verständlich.“ Damit, so Charamsa, stempele Professor Oko die Schöpfer der *gender*-Theorie als Übeltäter ab und sehe „in der bloßen Einführung des Terminus *gender* einen Bezug zu Verbrechen.“ Um die Absurdität einer solchen Denkweise zu unterstreichen, führt Charamsa 25 Namen von Wissenschaftlern an, Männer wie Frauen, die sich mit *gender studies* befassen oder befasst haben und fragt rhetorisch, ob Oko dafür Beweise besitze, dass sie allesamt sexuell manisch krank seien.

### Auch Atheisten im Visier

Seit geraumer Zeit nimmt im katholischen Polen die Zahl bekennender Atheisten deutlich zu, die in der Öffentlichkeit durch Aktionen auf sich aufmerksam machen. Dies dürfte der Grund dafür sein, warum Professor Oko auch sie zum Ziel seiner Attacken macht. Atheisten seien „weniger moralisch, weniger spirituell, sie seien zu schlimmen und schlimmsten Taten fähig, dazu primitiv und brutal – eben die übelsten Verbrecher in der Geschichte.“ Mit einer solchen Generalisierung verstoße er gegen Geist und Buchstaben des Zweiten Vatikanums sowie gegen den von den letz-

ten Päpsten eingeforderten Dialog, auch mit Nichtglaubenden.

Als Begründung seiner Aussagen reiche Professor Oko der Hinweis auf Nordkorea, das er infolge des dort herrschenden Atheismus als den „grausamsten Ort auf Erden“ bezeichne. Auch hier bediene sich Oko einer generalisierenden und zugleich selektierenden Methode. Indem er dem Atheismus uneingeschränkt Brutalität zuschreibe, diffamiere er jenen nichtglaubenden Teil der Menschheit, der einen humanen Atheismus praktiziere. Zudem lasse Oko außer Acht, dass sich Grausamkeit durchaus mit dem Gottesglauben verbinden, ja mit ihm begründen lasse, wozu die Geschichte des Christentums reichlich Beispiele liefere. Und was die Gegenwart betrifft, so verweist Charamsa auf den Islamistischen Staat, dessen Grausamkeit außer Frage stehe. Und die resultiere nicht aus dem Atheismus, sondern ganz im Gegenteil „aus dem Kampf gegen den Atheismus im Namen Gottes.“

### Die Kirche schweigt zu dem Skandal

Durch seine zahlreichen Vorträge und Fernsehauftritte erzeuge Oko in Kirche und Gesellschaft eine Atmosphäre der Gewalt und des Hasses. Dies sei, so Charamsa, ein Skandal. In dieser Situation müssten eigentlich die entsprechenden kirchlichen Organe Schritte unternehmen, die sicherstellen, dass dieser Krakauer Theologe von seinen inkompetenten und beleidigenden Attacken gegen Wissenschaftler, die sich mit *gender studies* befassen, gegen Feministinnen, Atheisten und Homosexuelle ablässt. Doch dies geschehe leider bislang nicht. In Polen habe es bis heute in der Kirche keine Verurteilung der Aktivitäten von Professor Oko gegeben. Dies sei der eigentliche Skandal.

### Das Nachspiel zu dem Beitrag von Krzysztof Charamsa

Am 3. Oktober, einen Tag vor Erscheinen seines Artikels sowie unmittelbar vor Beginn der Römischen Bischofssynode, machte Charamsa im Rahmen einer von ihm einberufenen Pressekonferenz seine Homosexualität sowie sein Zusammenleben mit

einem Partner öffentlich. Er wurde daraufhin seiner Ämter enthoben und wenig später von seinem polnischen Diözesanbischof suspendiert.

Die Redaktion des „Tygodnik Powszechny“ sah sich durch diese überraschende Entwicklung zu einer Stellungnahme genötigt. In einer Chronologie legt sie die Vorgeschichte des Beitrags offen, nimmt kurz Stellung zu dem von Charamsa vollzogenen Schritt und begründet, warum sie nach wie vor daran festhalte, dass es richtig gewesen sei, den Beitrag zu veröffentlichen. Ehe der Text in Druck ging, hätten sich Vertreter der Redaktion in Danzig mit Charamsa getroffen, um sich nach seinen Beweggründen zu erkundigen und mögliche Konsequenzen der Veröffentlichung zu bedenken. Man sei sich durchaus des Risikos bewusst gewesen, das man mit diesem Artikel einging. So fragt denn auch der ehemalige langjährige Chefredakteur Adam Boniecki: „Erwiesen wir uns bei der Annahme und Veröffentlichung des Beitrags von Krzysztof Charamsa vor einer Woche als zu gutgläubig, als zu sehr überzeugt von der Richtigkeit und Notwendigkeit, die vom Autor vertretenen Thesen zu präsentieren, mit einem Wort, zu offen?“<sup>3</sup>

Bei dem Gespräch, das am 23. September mit Charamsa in Danzig geführt worden war, habe er diesen von ihm geplanten Schritt verschwiegen. Dazu vermerkt die Redaktion: „Der Priester Charamsa brach die ihn an die Kirche bindenden Verpflichtungen und trägt dafür selbstverständlich die Verantwortung. Der Stil, mit dem er auf die gegenwärtige Bischofssynode Einfluss nehmen wollte, beurteilen wir negativ. Doch unabhängig davon und ungeachtet der Frage der Manipulation, die er gegenüber den Lesern und der Redaktion beging, stehen wir weiterhin auf dem Standpunkt, dass alles, was er über die Sprache des Hasses in den öffentlichen Aussagen von Dariusz Oko geschrieben hat, wahr bleibt.“ Und gleichsam als kirchliche Absicherung folgt der Passus: „Zu den guten Früchten seines Artikels zählen wir die Verlautbarung des Pressebüros der Konferenz des Polnischen Episkopats, dass ‘Dariusz Oko

keinem Gremium der Polnischen Bischofskonferenz angehört und er um keinerlei Expertise für die Bischofskonferenz gebeten wurde.“<sup>4</sup> Doch aus der Sache selbst hielten sich Polens Bischöfe heraus, denn nicht anders lässt sich die Aussage des Pressebüros verstehen, „beide Geistlichen, Oko und Charamsa, repräsentieren in ihrer Polemik nicht den Standpunkt der katholischen Kirche und handeln auf eigene Verantwortung.“<sup>4</sup> Das bedeutet, dass die polnische Kurie nicht die Absicht hat, Professor Oko zu disziplinieren und den durch ihn permanent verübten Skandal aus der Welt zu schaffen. Dies verwundert umso mehr, als sich polnische Bischöfe, wie etwa der Fall des Priesters Lemański zeigt, nicht scheuen, Priester hart zu sanktionieren, wenn ihnen ihre Auffassungen und Aktivitäten nicht passen.

Die Redaktion ließ zudem Professor Karol Tarnowski, einen Kollegen von Professor Oko an der Krakauer Päpstlichen Universität Johannes Paul II., zu Wort kommen, der die aggressive Sprache von Oko und seine unqualifizierte, unwissenschaftliche Verurteilung von *gender* und Homosexualität als „Symptom einer tieferen Krankheit“<sup>5</sup> wertet, von der Polens Kirche befallen sei. Das eigentliche Problem bestehe darin, „dass ein großer Teil der Bischöfe ähnlich wie Oko denkt“, dass er bei den kirchlichen Oberen zum Schaden der Kirche „keinen Widerspruch erfährt“, dass „niemand die Absicht hat, ihn zu disziplinieren“, woraus man schließen könne, dass „er im gewissen Sinn auch im Namen der Kirche handelt.“ Es fehle eine ernstliche Reaktion auf die mit der Reflexion des ‚Experten‘ für Atheismus und *gender* verbundene Problematik. Professor Oko könne weiterhin seine Ansichten verbreiten. Und diese würden nicht zuletzt der Kirche selbst zum Schaden reichen. „Denn wird diese in den Medien vernehmbare Sprache als Sprache eines kirchlichen Experten verstanden, dann können die Verluste schockierend sein. In der öffentlichen Meinung entsteht dann leicht der Eindruck, es handle sich um die

<sup>3</sup> Adam Boniecki, Synod większy niż skandal (Die Synode größer als der Skandal), Tygodnik Powszechny v. 11. 10. 2015, S. 3

<sup>4</sup> Sprawa księdza Charamsy: wyjaśnienie redakcji „Tygodnika“ (Bezüglich des Priesters Charamsa: Klarstellung der Redaktion des „Tygodnik“) ebd., S. 5.

<sup>5</sup> Karol Tarnowski, Symptom głębszy choroby (Symptom einer tieferen Krankheit), ebd. S. 28–30.

Stimme der Kirche, obwohl diese mit dem Geist des Evangeliums nichts gemein hat.“

\*\*\*

Ida Raming

## Offener Brief

*Der folgende Brief wurde Anfang Juli 2015 per Einschreiben mit Rückschein an Kard. G. L. Müller, Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre, geschickt; der Eingang des Briefes wurde zwar bestätigt, aber eine persönliche Antwort auf den Brief ist bisher nicht eingetroffen. Deshalb habe ich mich zur Veröffentlichung des Briefes entschlossen.*

Dr. theol. Ida Raming  
Im Asemwald 32/10  
70599 Stuttgart November 2015

An den  
Präfekten der Kongregation für die Glaubenslehre (CDF)  
Kardinal Gerhard Ludwig Müller  
Palazzo del Sant'Uffizio  
00120 Città del Vaticano

Sehr geehrter Herr Kardinal,  
In Sorge um Fehlentwicklungen in der gegenwärtigen römisch-katholischen Kirche, die dem Geist Jesu Christi fundamental widersprechen, wende ich mich an Sie als Präfekten der Kongregation für die Glaubenslehre.

Gestatten Sie bitte, dass ich mich zunächst kurz vorstelle:

Ich bin katholische Theologin und bin im Fach Theologie an der kath.-theologischen Fakultät der Universität Münster i. J. 1970 promoviert worden. Ich bin ebenfalls aktive Zeitzeugin des 2. Vatikanischen Konzils (Eingabe an das Konzil i. J. 1963, gemeinsam mit Dr. Iris Müller, gest. 2011).

In meiner Dissertation (veröffentlicht: 1973; 2. Aufl. 2002; englische Übersetzung: 1976 u. 2. Aufl. 2004) befasste ich

mich intensiv mit der Stellung und Wertung der Frau in der röm.-kath. Kirche, im besonderen mit den Gründen für ihren Ausschluss vom diakonalen und priesterlichen Dienst.

Mein Lehrer (gest. 1988) war ein ausgewiesener Kenner der kirchlichen Rechtsgeschichte und des kirchlichen Rechts. Seit meiner Promotion habe ich die innerkirchliche Entwicklung in diesem Themenbereich aufmerksam weiter verfolgt und zahlreiche Artikel und auch mehrere Bücher dazu veröffentlicht.

Bei meinen Forschungen zu dieser Thematik gewann ich einen tiefen *Einblick in die lange Geschichte der Frauendiskriminierung in der katholischen Tradition*: Es waren nicht nur bestimmte Frauen diskriminierende Bibelstellen, auf die ich stieß, sondern auch Aussagen von Kirchenvätern und Kirchenlehrern (z.B. Augustinus, Thomas v. Aquin u.a.), bei denen die Auffassung herrscht, Frauen seien sowohl seismäßig/genetisch als auch moralisch minderwertig. Deshalb seien sie auf den Stand der Unterordnung (*status subiectionis*) verwiesen. Als Folge wurde auch die Gottebenbildlichkeit der Frau in Frage gestellt oder z.T. völlig negiert und der Frau die Ordinationsfähigkeit zum Priesteramt abgesprochen (vgl. die Argumentation von Th. v. Aquin zum *Status subiectionis* und zur Ordination von Frauen).

Oben genannte Texte gingen als Rechtsquellen in das *Corpus Iuris Canonici* ein und bildeten die Basis für die angebliche Ordinationsunfähigkeit der Frau, wie sie im CIC/1917 c. 968 § 1 kirchenrechtlich bindend festgestellt wurde: „*Die heilige Weihe empfängt gültig nur ein getaufter Mann*“. Trotz fundierter Einwände und Resolutionen katholischer Frauenverbände und vorliegender wissenschaftlicher Untersuchungen wurde dieses Gesetz unverändert in den CIC/1983 c. 1024 übernommen.

*Als Ergebnis stellt sich heraus: Der Ausschluss der Frauen von der Ordination (zum Priesteramt) basiert auf einer schweren, Jahrhunderte alten Diskriminierung der Frau, was aufgrund zahlreicher Quellenbelege eindeutig belegt werden kann.*

*Diese Diskriminierungsgeschichte ist bis heute von der Kirchenleitung nicht kritisch aufgearbeitet worden und folglich auch nicht überwunden.*

Zwar vermeiden es die jetzigen verantwortlichen Amtsträger der Kirche, den angeblichen Minderwert der Frau noch heute als Grund für ihren Ausschluss von der Ordination anzuführen – das verbietet ihnen die gegenwärtige Denkweise in demokratischen Staaten – aber *hinter allen derzeitigen Begründungen, die vom Lehramt der Kirche für den Ausschluss der Frauen von der Ordination vorgebracht wurden und werden, verbirgt sich die bis heute nicht überwundene Diskriminierung der Frauen:*

So beruft sich das kirchliche Lehramt auf den angeblich „freien“ Willen Jesu Christi bei der Auswahl von ausschließlich 12 Männern für das Apostelamt (*Ordinatio Sacerdotalis Nr. 2*)

Bei diesem Argument wird die Situation/Stellung der Frau zur Zeit Jesu (= nicht geschäftsfähig, ausgeschlossen vom Zeugnis vor Gericht und von öffentlicher Lehre!) völlig ausgeklammert. Jesus hätte damals keineswegs eine Frau in die Gruppe der Zwölf berufen können: Hätte sie doch als Frau nicht öffentlich lehrend in den Synagogen auftreten und öffentliches Zeugnis für Jesus ablegen können, wozu aber die Männer-Apostel beauftragt waren! Ebenso wäre es für Jesus nicht möglich gewesen, etwa einen (geschäftsunfähigen) Sklaven in die Gruppe der Zwölf aufzunehmen, um z.B. die Befreiung von Sklaven zu fördern.

*Hier ist evident: eine kirchliche Lehre ohne Einbeziehung sozio-kultureller und geschichtlicher Entwicklungen kommt notwendigerweise zu Fehlschlüssen und Falschlehren!*

*Die Vertreter des kirchlichen Lehramts berufen sich bei dem fortdauernden Ausschluss der Frauen vom Priesteramt auf das „Vorbild Christi“ und auf „Gottes Plan für seine Kirche“ (OS Nr. 1). Sie scheuen sich also nicht, Gott selbst für den Ausschluss der Frauen verantwortlich zu machen. Auf diese Weise beleidigen sie in schamloser Weise die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes und setzen der Freiheit Gottes patriarchale Schranken entgegen.*

Zur Begründung der Ordinationsunfähigkeit der Frau verweist das kirchliche Lehramt darüber hinaus auf das „andersartige Wesen, die „andersartige Rolle“ der Frau (z.B. nur ein Mann könne den „Bräutigam“ Jesus der „Braut-Kirche“ gegenüber reprä-

sentieren: *Inter insigniores Nr. 5 u. OS Nr. 2*).

*Wer aber definiert das Wesen und die 'Rolle der Frau'? Es sind die Amtsträger der Kirche, denen gegenüber sich die Frauen in einer untergeordneten Stellung befinden!*

Dabei ist entlarvend, dass von kirchenamtlicher Seite regelmäßig betont wird, dass der Ausschluss der Frau von der Ordination *keine Diskriminierung oder Benachteiligung der Frau* beinhalte (z.B. *OS Nr. 3*). Das sagen die herrschenden Amtsträger zur Beschwichtigung der Unterdrückten – zur Verschleierung des von ihnen verursachten Un-Rechts! Wahr dagegen ist: Nur die von diesem Un-Recht und Ausschluss Betroffenen – die Frauen – können ausdrücken, was sie als Diskriminierung empfinden, nicht aber die Herrschenden (= kirchliche Amtsträger)!

Entgegen den amtskirchlichen Verlautbarungen (die Kirche habe keine „Vollmacht“ von Jesus/Gott, Frauen zur Ordination zuzulassen, s. z.B. *OS Nr. 4*) betone ich:

*Die Kirche bzw. die leitenden kirchlichen Amtsträger haben durchaus die Vollmacht von Gott, Frauen zur sakramentalen Ordination, zu Diakonat und Priesteramt, zuzulassen. Sie können sich mit „Fug und Recht“ z.B. auf folgende Bibelstellen berufen:*

**Kor 12,11:** Es ist Gottes heiliger Geist (heilige Geistkraft), die „jedem, jeder zuteilt, wie **Sie/Er** will...“- d.h.: *Gott lässt sich nicht vorschreiben, nur Männer zum priesterlichen Dienst zu berufen.* Frauen stehen gegen diese dem freien Geist Christi widersprechende Handlungsweise der Amtskirche auf und geben *öffentlich Zeugnis von ihrer priesterlichen Berufung, die aus Ehrfurcht und Gehorsam gegenüber Gottes heiliger Geistkraft nicht unterdrückt werden darf!*

**Gal 3,26-28:** *„Ihr alle seid ja in Christus Jesus Söhne und Töchter Gottes durch den Glauben. Denn da ihr in Christus hineingetauft seid, habt ihr Christus angezogen. Da gilt nicht mehr Jude oder Grieche, nicht mehr Sklave und Freier, nicht mehr Mann oder Frau (nicht 'männlich und weiblich'); denn ihr alle seid einer in Christus Jesus...“*

Diese Texte warten bis heute auf ihre Anerkennung und Verwirklichung!

Es ist die Befangenheit der verantwortlichen Kirchenmänner im *patriarchalischen Un-Geist*, der ihre Realisierung verhindert – zum Schaden der Kirche. Ihr angemessenes Herrentum, das dem Geist des dienenden Jesus total widerstrebt, blockiert dringend nötige Reformen im Hinblick auf die Stellung der Frau in der Kirche – also eine Erneuerung der Kirche im Geist Jesu Christi.

Meine Hoffnung und mein Glaube ist dennoch: Gottes lebendiger heiliger Geist wird die Kirche – trotz widerstrebender Kirchenleitung - „in alle Wahrheit einführen“ (vgl. Joh 16,13), auch in Bezug auf die Stellung und Wertung der Frau!

Im Glauben an diesen „Geist der Wahrheit“ grüße ich Sie,

*Ida Raming*

\*\*\*

Maria Hollering-Hamers

## Unsere konfessionsverbindende Ehe – ein Geschenk

„Zwei Konfessionen auf einem Kissen, da schläft der Teufel dazwischen!“ Das war der Spruch, mit dem ich schon als Mädchen konfrontiert wurde, wenn es in unserem rein römisch-katholischen Dorf in den südlichen Niederlanden ausnahmsweise mal ein verliebtes Paar gab, wovon ein Partner nicht römisch-katholisch war! Abschreckend, ja, das auf jeden Fall und so war es natürlich auch gemeint. Denn die anderen, die Protestanten, das waren ja die Ketzer. Und als Kind hatte ich auch wirklich Mitleid mit diesen armen Menschen, weil uns gelehrt wurde, dass die mal „nicht in den Himmel kommen“!

Deshalb war es auch gar nicht so einfach, als ich dann 1970 nach meinem bestandenen Examen als Lehrerin, verliebt von einem Urlaub auf Mallorca zurückkam. Dort hatte ich einen jungen Mann aus Bayern kennengelernt und wir mochten uns sehr!

Bayern, so lernten wir in der Schule, das ist ein katholisches Land! Anfangs machte ich mir dann auch gar keine Gedanken über seine religiöse Zugehörigkeit. Aber nach einiger Zeit stellte sich heraus, dass ausgerechnet dieser Bayer (der ein Franke ist) ein evangelischer Christ war!

Tja, was genau ist ein evangelischer Christ? Als niederländisches Mädchen wusste ich das nicht so ohne weiteres. Im Süden der Niederlande, in der an Belgien grenzenden Provinz Noord Brabant, nannte man alle, die nicht katholisch waren „Protestanten“. Und Protestanten in den Niederlanden sind fast ausnahmslos Calvinisten. Lutheraner gibt es nur recht wenige. Theoretisch hatte man in der Schule den Unterschied schon gelernt, aber der Ausdruck: „evangelischer Christ“ war mir unbekannt.

Meinen linientreuen römisch-katholischen Eltern war es nicht geheuer, dass ihre älteste Tochter also mit einem Lutheraner nach Hause kam. Außerdem war er noch Deutscher. Auch nicht unbedingt ein Pluspunkt, da die Niederländer unter der Besatzung von 1940-45 sehr gelitten hatten und meine Mutter bis ins hohe Alter öfters mal von den Flugzeugen am Morgenhimmel des 10. Mai 1940 träumte ... Trotzdem aber verkrafteten sie das Deutschsein besser als das Evangelischsein! Natürlich auch wegen dieses Teufels auf dem Kissen. ... In meinem jugendlichen Überschwang nahm ich mir aber ernsthaft vor, diesem Teufel keine Chance zu geben! Und so fing unsere nicht ganz einfache und unbeschwerte Beziehung – auf Abstand - an, 650 lange Kilometer lagen zwischen uns!!

Im „Brautgespräch“, das wir zwei Jahre später in meiner Heimatpfarre mit dem Pastor führten, war alles recht unkompliziert. Er fragte uns, wie wir gedachten, unsere Kinder taufen zu lassen. Darüber hatten wir zwar noch gar nicht nachgedacht, aber dass wir sie christlich erziehen wollten, war uns klar. Das versprachen wir denn auch. Später hörte ich, wie in Franken, in anderen Brautgesprächen, Paare unter Druck gesetzt wurden und verpflichtet wurden zu versprechen, dass sie ihre Kinder katholisch taufen lassen und erziehen.

Erst viel später, als ich anfang, meine Segnungen zu zählen, merkte ich, dass ich,

dass wir hier das erste „Geschenk der Ökumene“ bekommen haben! Wir konnten unbelastet in unser gemeinsames Leben gehen. Einige Hindernisse gab es dennoch auf unserem Weg. In den katholischen Gemeinden in den Niederlanden ist es üblich, dass das Brautpaar am Ende des Trauungsgottesdienstes „sein Leben Maria zu Füßen legt“. Dazu wurde in Loon op Zand die Madonnenstatue aus der Kapelle geholt und im Altarraum aufgestellt. Meinem Vater, zu der Zeit Kirchenvorstand, sagte ich, dass wir dieses Ritual nicht vollziehen wollten. Damals war mir nur klar, dass „Protestanten mit Maria nichts anfangen konnten“, und wegen des Teufels auf dem Kissen wollte ich überflüssigen Problemen aus dem Weg gehen...! Wenige Minuten vor Anfang des Gottesdienstes meldete mein Vater, dass „aus Versehen“ nun die Madonna trotzdem in den Altarraum gestellt worden war. Zu der Zeit war ich noch ein braves katholisches Mädchen, aber ich widerstand der Anfechtung, um es nun mal einfach geschehen zu lassen, und sagte ganz entschieden, dass man sie aber noch wegräumen sollte, bevor der Gottesdienst beginnen würde.

Und tatsächlich: Maria war weg, sie stand wieder hinten in der Kirche in ihrer Kapelle: ein kleiner Sieg!

Unsere Trauungsfeier hielten ein katholischer und ein evangelischer Pfarrer in Konzelebration. Ich weiß: das gibt es nicht! Damals in meinem Dorf Loon op Zand gab es das. 1972, also erst wenige Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil, haben die beiden geistlichen Herren das einfach so gemacht. Und erst viel später wurde mir klar, was da eigentlich geschehen war. Auch wieder so ein „Geschenk der Ökumene“. Dass es 45 Jahre später formal immer noch nicht möglich ist, das ist ein echter Skandal, ein Ärgernis, über das ich mich immer wieder erregen kann.

Wir zogen dann in unser erstes gemeinsames Haus, ca. 140 km von den Eltern entfernt, noch südlicher in die Provinz Limburg, in der Nähe von Aachen. Dort kannten wir niemand. Und Religion war uns nicht so wichtig in dieser Anfangszeit; wir waren verliebt, wir mussten arbeiten, es kontrollierte uns niemand und wir gingen nur hin und wieder mal in die katholische

Kirche, eine evangelische war ja gar nicht in der Nähe.

Das änderte sich, als ich schwanger wurde, denn da mussten wir uns dann entscheiden: In welcher Konfession wird dieses Kind getauft? Soll es römisch-katholisch werden, wie die Mutter? Oder evangelisch-lutherisch, wie der Vater? Die Umstände machten uns diese Entscheidung dann doch leicht. Wir wollten nach Deutschland ziehen, nach Oberfranken, in die Heimat meines Mannes. Dort war er von Kindesbeinen an ein aktives Mitglied seiner evangelischen Gemeinde gewesen. Ich dagegen kannte niemanden und hatte also auch keinen Anschluss an die dortige katholische Gemeinde. So fühlte es sich gut und richtig an, das Kind / die Kinder evangelisch taufen zu lassen. Das war natürlich wieder nicht einfach für meine Eltern, aber sie akzeptierten es ohne Probleme und bei der Taufe las mein Vater in der evangelischen Kirche das Credo auf Niederländisch vor. Wieder ein „Geschenk der Ökumene“.

Erst von da an wurde uns unsere ökumenische Situation so richtig bewusst und wir fingen aktiv an, uns für die „Einheit der Christen“ stark zu machen. Wir lebten bewusst in beiden Gemeinden, übernahmen dort auch Aufgaben: Kindergottesdienste und -bibelwochen gestalten, später den Vorsitz des Sachausschusses Ökumene im Pfarrgemeinderat, während mein Mann Kirchenvorstand in der evangelischen Gemeinde war. So „steuerten wir“ über Jahre hinweg die beiden Gemeinden „auf dem Weg zur Einheit“. Natürlich besuchten wir auch abwechselnd die Gottesdienste in beiden Gemeinden. Am Anfang ohne zur Kommunion oder zum Abendmahl zu gehen. Das war ja verboten. Als der evangelische Pfarrer mich dann schon ein paar Mal explizit persönlich eingeladen hatte, wagte ich es irgendwann, am Abendmahl teilzunehmen, und spürte, dass ich dort genau so willkommen war, dass der Empfang des eucharistischen Brotes und des Weines genau so „gültig“, genau so wertig ist wie in meiner römisch-katholischen Kirche. Ich ließ mich von Jesus Christus einladen und es fühlte sich gut an.

Das alles klingt sehr positiv, und wir versuchten sehr bewusst, weitere Schritte auf diesem Weg zu gehen. Dabei denke ich an den „Ersten Ökumenischen Kirchentag“ in

Lichtenfels mit über tausend Christen und Christinnen aus den beiden Gemeinden. Dass uns dabei auch dicke Knüppel zwischen die Beine geworfen wurden, ist klar. Diese Knüppel kamen aus dem Ordinariat in Bamberg. Denn kreativ und begeistert, wie wir waren, wollten wir auf einem Schulhof, der genau zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche gelegen ist, unseren ökumenischen Gottesdienst an einem Sonntagvormittag feiern. Wir stellten uns drei Altäre vor. Einen auf der Seite der evangelischen Kirche, einen auf katholischer Seite und einen in der Mitte. Alle gemeinsam wollten wir in der Mitte anfangen und dort Gottesdienst feiern bis zum gemeinsamen Credo und der Predigt. Dann stellten wir uns vor, auseinander zu gehen, jede Konfession auf ihre Seite. So konnten wir deutlich machen, was schon gemeinsam möglich ist und was noch nicht. Der Schluss des Gottesdienstes mit dem Vater Unser und dem Segen wäre wieder in der Mitte gewesen. Das Erzbistum Bamberg, der Generalvikar, wurde informiert und verbot es uns. Eine Eucharistiefeier kann man nicht unterbrechen, nicht trennen in Wort- und Mahldienst. Mit einer Abordnung zogen wir nach Bamberg, um für unser Modell zu plädieren, aber ohne Erfolg. Wir aber ließen uns nicht entmutigen. Die evangelischen Pfarrer schlugen vor, ihren Sonntagsgottesdienst ausfallen und sich von uns Katholiken einladen zu lassen. Und so geschah es. Trotzdem nicht zur Freude des Generalvikars, denn er befürchtete, dass nun viele evangelische Christen/innen zur Kommunion gehen würden. Genau das passierte und wir empfanden es als einen großen Sieg, dass die Menschen taten, was sie spürten, was richtig war, dass sie sich traute selber zu entscheiden.

Aus vielen solchen Erfahrungen habe ich gelernt, wie wichtig es ist, als Christin informiert zu sein, sich weiter zu bilden in religiösen Angelegenheiten. Bei meiner religiösen Bildungsarbeit, die ich später viele Jahre lang im Bayerischen Landesverband des Katholischen Deutschen Frauenbundes und für den Weltgebetstag der Frauen machte, kam ich in Berührung mit der feministischen Theologie, die im großen Ganzen eigentlich immer ökumenisch ist. Dort von den Theologinnen zu lernen, sich immer mehr zu vertiefen, sich bewusst zu werden, wie Frauen in den Religionen und

Konfessionen marginalisiert und abgewertet werden, das treibt mich tagtäglich an zu meinen Windmühlkämpfen, nicht gegen die römisch-katholische Kirche, sondern für eine menschen- und frauenfreundliche, ökumenisch-weite und offene Kirche. Nur so kann Jesus es gewollt haben, davon bin ich zutiefst überzeugt.

Ich weiß nun, dass ich selber dafür verantwortlich bin, was ich glauben kann und glauben will. Und das ist in vielen Aspekten etwas ganz anderes, als das, was ich als katholisches Mädchen gelernt habe. Ich nehme diese persönliche Verantwortung sehr ernst und sehe es auch als „meinen Verkündigungsauftrag“, viele Menschen / Frauen mit den Erkenntnissen aus dem II. Vatikanischen Konzil und mit den modernen (feministischen) Bibelauslegungen und Deutungen bekannt zu machen. Es kann nicht genügen, dass wir über 2000 Jahre eine Theologie vorgesetzt bekommen, die nur einseitig von Männern gedeutet wurde. Frauen wurden übersehen, sie kommen kaum vor, auch wenn sie in der Bibel zahlreich vertreten sind. Die Wirkungsgeschichte dieser Theologie ist verheerend für das Selbstbewusstsein von Frauen, für ihren Wert, ihre Würde und ihre Rechte. Mit der Ganaischen feministischen Theologin Mercy Amba Oduyoye sage ich: Wir brauchen eine „Zweiflügeltheologie“, denn so wie ein Vogel mit einem Flügel nicht fliegen kann, so können auch wir mit einer einseitig männlichen Theologie kein ganzheitliches Bild von Gott, von Jesus, von Christsein und von Glauben bekommen. Der eine Flügel ist da, wird hoch geachtet und wertgeschätzt, der weibliche Flügel aber wird belächelt und findet kaum Beachtung im Kreis der etablierten Kirchen. Auch nach 30 Jahren Frauenforschung in der Theologie, auch wenn Frauen nun schon lange Theologinnen, Exegetinnen, Bibelwissenschaftlerinnen und Lehrstuhlinhaberinnen sind, tut MANN so, als hätte man davon noch nie etwas gehört. MANN bleibt bei den männlichen Gottesanreden, den männlichen Gottesbildern, bei den starren Gestaltungsformen und bei dem Ausschluss der Frauen von den Weiheämtern. Der „Manngott“ wird verherrlicht, und lieber sagt der Liturg während der Messe, dass „Gott der Quell aller Heiligkeit“ ist, als dass er das deutsche Wort „Quelle“ als weibliche

Gottesbezeichnung in den Mund nimmt. Es ist absurd und zum Verzweifeln.

So wie bei den meisten Menschen, die für die Ökumene argumentieren, ist für mich die biblische Aussage aus Joh. 17, 21 der Kernsatz: Jesu Herzenswunsch: „Ich möchte, dass ihr alle eins seid ... damit die Welt glaubt“. Dieses „damit die Welt glaubt“ rückt meines Erachtens jeden Tag in weitere Ferne, an dem die etablierten Kirchen zögern, warten und sich an ihre Machtpositionen klammern. „Die Welt“ sieht uns als uneinig, gespalten, nicht wissend, was wir glauben sollen. Ich muss nicht lange nachdenken um hier mit meinem Finger auf die Schuldigen zu zeigen: Männerkirche und Männermacht verhindern eine „Einheit in der Vielfalt“- eine Kirche, wie Jesus sie vielleicht gemeint hat ... , wenn er sich überhaupt eine Kirche als Institution vorgestellt hat, was ich persönlich nicht glaube. Die Formen der Kirche(n), wie es sie jetzt gibt, sind meiner Meinung nach absolut unjesuanisch und auch unbiblisch – nirgends kann man dort lesen, dass so eine Institution angedacht war.

Für mich persönlich gibt es aber noch einen biblischen Text, der mir zum Schlüsseltext geworden ist: als Frau, als Ausländerin in Deutschland und als Ökumenikerin. Das ist Johannes 4, die Geschichte der Samariterin am Jakobsbrunnen.

Sie steht mit Jesus lebensgroß in meiner heimatlichen Dorfkirche in Loon op Zand, Niederlande, unter der Kanzel. Erst als ich bewusst ökumenisch zu denken begann, habe ich ihre Botschaft verstanden: Jesus spricht hier mit einer Frau, einer Ausländerin, einer Andersgläubigen und auch noch einer „Sünderin“. Sie sprechen über Theologie und sie fragt nach dem wahren Ort der Anbetung: den Berg Garizim oder Jerusalem? Jesus nimmt sie ernst und antwortet: es geht nicht darum, wo man anbetet, sondern darum, wie man dies tut: „Im Geist und in der Wahrheit“. Das Fazit für mich: Dann kommt es also gar nicht darauf an, welche Konfession ich habe (in welcher ich zufällig getauft wurde...) oder in welcher Kirche ich den Gottesdienst besuche, sondern wichtig ist, wie ich bete, wie ich mit Gott in Kontakt trete: das kann ich überall gültig und richtig machen. Als ich das mal verstanden hatte, war mein ökumenisches Problem gelöst, wir konnten

ohne Gewissensbisse in unseren beiden Kirchen zum „Tisch des Herrn“ gehen – eine große Befreiung – und ein ökumenisches Geschenk.

Warum wird dieser Bibeltext von Theologen und Seelsorgern nie als „Tipp von Jesus selber“ für das Leben (und Überleben) in einer konfessionsverbindenden Ehe herangezogen? MANN predigt übers lebendige Wasser und danach ... ist die Predigt meistens zu Ende. Wie viel wurde versäumt, wie wenig Halt und Trost wurde gegeben, wo es so sehr nötig gewesen wäre, wo man sie direkt aus der Bibel hätte schöpfen können, wenn der Wille dazu da gewesen wäre ...

Der Weg von einem konfessionsverschiedenen zu einem konfessionsverbindenden Ehepaar war lang und oft auch steinig, aber für uns als Paar, das nun seit 45 Jahren zusammen ist, hat er sich gelohnt. Er war ein großes „Geschenk der Ökumene“. Durch den gemeinsamen Glaubens- und Lebensweg, den wir zu gehen hatten, sind wir weiter und reicher geworden. Das brave katholische Mädchen aus Noord Brabant gibt es nicht mehr. Dafür steht eine selbstbewusste Katholikin, die weiß, dass katholisch „allumfassend“ bedeutet, also Weite statt Enge, Größe statt Kleinkrämerei, einladend statt einengend, offen für alle, die guten Willens sind und die sich gerne von Jesus selber an seinen Tisch einladen lassen. In diesem Sinne sind wir als Paar beide „katholisch“, und selbstverständlich sind wir auch „evangelisch“, denn nichts anderes als das Evangelium ist das Fundament, auf dem wir stehen.

\*\*\*

Horst Hohmann

## **Umweltskandal am Rio São Francisco**

Der mutige Protest von Bischof Luiz Cáprio

Auf Brasiliens Ex-Präsidenten Luiz Ignacio Lula da Silva und sein Regierungsteam ist der Franziskaner-Bischof Luiz Cáprio nicht gut zu sprechen: „Die haben uns nach Strich und Faden belogen, haben uns versprochen, keine Entscheidungen mehr über die Köpfe der Menschen in den Dürregebieten des Nordostens hinweg zu treffen und das 700 Kilometer lange Kanal-Projekt für die Umleitung von Wasser aus dem Rio São Francisco, dem mit 2830 Kilometern zweitgrößten Fluss des Landes, in Absprache und im Einvernehmen mit der betroffenen Bevölkerung weiterzuführen.“ Die mit ihm und den Repräsentanten zahlreicher Umweltorganisationen in Brasilia geführten Gespräche, so Cáprio, seien reine Augenwischerei gewesen. „Man wollte in der Öffentlichkeit Dialogbereitschaft demonstrieren. In Wirklichkeit war Lula nie bereit, auf sein allein der Agroindustrie und dem Stimmenfang bei den bevorstehenden Wahlen dienendes Projekt zu verzichten.“

Der seit 1997 amtierende Bischof von Barra, im Westen des Bundesstaates Bahia, der sich aus dem Regierungslager immer wieder hämische Kommentare gefallen lassen musste und als „kleinkalibriger Theologe“ und als „nicht ernst zu nehmender Umwelt-Phantast“ hingestellt wurde, zeigte Lula und seiner Mannschaft doch alsbald, was eine „Harke“ ist. Er trat zweimal in den Hungerstreik – 2005 und 2007. Urplötzlich hatte Dom Cáprio landesweit die Sympathien auf seiner Seite und sorgte damit sehr schnell in den wichtigsten Tageszeitungen für kritische Berichte über das „Umleitungs-Programm“ der Lula-Regierung und für Protestveranstaltungen in ganz Brasilien. Außerdem konnte der Franziskaner-Bischof in zahlreichen Fern-

seh- und Zeitungs-Interviews endlich zeigen, dass er unbestrittenermaßen einer der besten Kenner des „Alten Chicos“ (wie der Rio São Francisco im Volksmund genannt wird) und der umweltpolitischen Voraussetzungen für eine nachhaltige Wasserversorgung der von häufigen Dürrekatastrophen heimgesuchten Bevölkerung des Nordostens Brasilien ist.

Luiz Cáprio (69), der gleich zu Beginn seiner Amtszeit mit drei Begleitern in einem Jahr alle Fischerdörfer entlang des Rio São Francisco besuchte und mit deren Bewohner über ihre Erfahrungen sprach, lässt sich als „Speerspitze“ einer gigantischen Protestbewegung auch vom „Propaganda-Geflüster“ der Nachfolgerin Lulas im Präsidentenamt, Dilma Rousseff, nicht beeindrucken. Unnachgiebig, beharrlich und immer mit großer Sachlichkeit weist er nach, dass sich die Regierung der Arbeiterpartei (PT – Partido dos Trabalhadores) mit ihrem Projekt am „Alten Chico“ aus vielerlei Gründen auf dem Holzweg befindet.

Erstens, so der Bischof, sei das Projekt verfassungswidrig, weil die Verfassung von 1988 ausdrücklich festhalte, dass bei allen hydrischen Großprojekten die Versorgung von Mensch und Tier mit Wasser absoluten Vorrang hat. Im vorliegenden Fall könne davon aber keine Rede sein, weil das Projekt auf höchst asoziale Weise ausschließlich im Interesse von Bau- und Agrarunternehmen stehe und der verbrecherische Missbrauch des Wassers für „Wahlzwecke“ längst nicht mehr von der Hand zu weisen sei.

Zweitens werde das Projekt langfristig den mit fünf Wasserkraftwerken ohnehin schon völlig „überlasteten“ Fluss in ein „Rinnsal“ verwandeln, in dem nicht mehr gefischt und aus dem die Felder zehntausender von Kleinbauern nicht mehr bewässert werden könnten.

Drittens würden durch das völlig überteuerte und unvollendete Projekt (bisher wurden umgerechnet knapp über 4 Milliarden Euro ausgegeben) Mittel „in den Sand gesetzt“, die für den Ausbau des Rohrnetzes zwischen den im Nordosten bereits existierenden rund 70.000 Wasserspeichern und den Einbau von mindestens 1 Million Regenwasser-Zisternen dringend notwendig wären. Bischof Luiz Cáprio wie auch die

Nationale Wasseragentur (ANA) stoßen allerdings mit ihren Dringlichkeitsappellen bei der Regierung vorerst immer noch auf taube Ohren.

Viertens, so warnt der Bischof, werde das „Umleitungs“-Projekt die Wasserpreise in die Höhe treiben und zu Subventionierungsmaßnahmen führen, für die der Steuerzahler aufkommen müsse.

Obwohl der Rio São Francisco insgesamt 168 Nebenflüsse habe, erläutert Luis Cappio, dürfe man nicht vergessen, dass er im Gegensatz zu anderen großen Wasserläufen der Welt nicht aus Gletschern gespeist werde und dass der „Alte Chico“ besonders im Bereich seiner fünf großen Stauseen unter zunehmender Wasserverdunstung leide. Der Bischof und seine vielen tausend Mitstreiter hoffen derweil, dass sich die „verwundete“ Natur nicht allzu unbarmherzig an künftigen Generationen rächen wird.

Bitter wäre das vor allem dann, wenn in ein paar Jahren noch immer nicht mit dem Bau von acht Pump- bzw. Hebewerken entlang der ausbetonierten Gräben begonnen wurde und eines der reichsten Länder der Welt einen weiteren „weißen Elefanten“ zu verbuchen hätte. Schon jetzt ist sicher, dass die mehrmals verschobene Einweihung des Projekts auch 2016 nicht stattfinden wird. Da werden erst mal olympische Trophäen vergeben.

\*\*\*

Karl Josef Wendling

## Predigt

---

Am Sonntag, dem 11.10.2015 und 18.11.2015, hielt Pfarrer i.R. Karl Josef Wendling in drei saarländischen Gemeinden eine Predigt unter dem Motto: „Die Kirche muss sich ändern“.

Zunächst erörtert er intensiv die Notwendigkeit, in der Theologie und in der kirchlichen Praxis Korrekturen vorzunehmen. Weil das bisher nicht geschehen sei, hätten

viele die Kirche verlassen. „Andere sind geblieben, haben sich aber längst ihren eigenen Weg ohne das Lehramt gesucht.“ Konkret geht er dann auf die Synode in Rom ein:

„Im Zusammenhang mit der Synode in Rom will ich zwei Beispiele nennen:

Jesus ist für die lebenslange Treue der Ehepartner eingetreten. Das wird immer christliches Ideal bleiben. Das wollen auch die Liebenden selbst. Aber wie wir mit denen umgehen, die das nicht schaffen, darüber müssen wir neu nachdenken. Ist das richtig, was wir bisher gemacht haben: Ausschluss von der Kommunion? Jesus hat dazu keine Aussage gemacht.

Es gab schon vor Jahrzehnten Versuche deutscher Bischöfe, daran etwas zu ändern. Alles ist von Rom abgeblockt worden. Viele Pfarrer haben das an der Basis ausgebügelt, nicht aus Willkür, sondern nach ihrem Gewissen und aus ihrer Verantwortung als Seelsorger. Ich bin gespannt, was der neue Anlauf bringt.

Ich nenne noch ein zweites Thema, ein heißes Eisen, das durch einen Eklat in Rom in diesen Tagen wieder in den Blickpunkt gerückt wurde: die Homosexualität, die Liebe unter Gleichgeschlechtlichen und die Haltung der Kirche dazu. Ich will nur einen Denkanstoß geben. Mehr geht nicht.

In der Bibel kommt Homosexualität schlecht weg, vor allem im Alten Testament. Sie gilt als widernatürlich und abscheulich. Und davon ist die Einstellung unserer Kirche bis heute geprägt. In unserer ganzen Gesellschaft hatten es Menschen, die sich zum gleichen Geschlecht hingezogen fühlen, bis in die letzten Jahrzehnte sehr schwer.

Mittlerweile wissen wir, und das ist die Überzeugung der meisten Ärzte und Verhaltensforscher, dass Homosexualität kein widernatürliches Verhalten und keine Krankheit ist, sondern eine Veranlagung, die bei einem bestimmten Prozentsatz von Menschen vorkommt.

Das haben die biblischen Schriftsteller noch nicht gewusst. Das bedeutet: Wir dürfen und müssen manches, was in der Bibel steht, hinterfragen. Nicht alles, was da steht, ist geoffenbarte Wahrheit. Sonst sind

wir genauso weit wie fanatische Moslems mit ihrem Koran. Vieles in der Bibel ist auch zeitbedingt und heute überholt, z.B. auch dass die Frau sich dem Mann in allem unterzuordnen hat. Deswegen müssen wir als Kirche die Einstellung zur Homosexualität neu fassen. Die evangelische Kirche in Deutschland ist uns da schon einen Schritt voraus. Das verlangt ein gewaltiges Umdenken. Da war auch bei mir selber so. Und das wird ein Prozess werden, der nicht von heute auf morgen erledigt wird.

Außerdem gibt es noch viele Länder, z.B. in Afrika, die damit noch viel mehr Zeit brauchen. Das wissen wir von unseren Missionaren. Man kann vielleicht in Zukunft gar nicht mehr alles für die ganze Weltkirche einheitlich regeln.

Das Ziel wird in dieser Frage sein:

Homosexuelle Menschen haben genauso das Recht, mit ihrer Veranlagung respektiert zu werden wie alle anderen. Niemand hat sich selbst gemacht. Und es ist in Ordnung, wenn sie ihre Veranlagung in einer festen Beziehung leben, sogar wünschenswert. Eingetragene Partnerschaft nennen wir das. Das müssen auch die christlichen Kirchen anerkennen. Etwas anderes ist die Forderung, gleichgeschlechtliche Beziehungen in allem mit der Ehe gleichzusetzen und auch dafür die Bezeichnung „Ehe“ zu verwenden. Da bin ich froh, dass unsere Bischöfe und auch manche Männer und Frauen in der Politik sich wehren und sich nicht anpassen. Wobei ich auch meine Zweifel habe, ob tatsächlich eine Mehrheit unserer Bevölkerung das will, wie uns die Medien einreden. Das wollen auch längst nicht alle Homosexuellen. Egal wie der Staat das letztendlich entscheidet. Für mich gibt es hier eine rote Linie. Eine Homo-Ehe gibt es für mich nicht. Die Bezeichnung „Ehe“ ist für mich ein für allemal festgelegt für die auf lebenslange Dauer angelegte Liebesbeziehung zwischen Mann und Frau.

Damit soll es für heute genügen. Mir war und ist es aber ganz wichtig, dass wir auch hier im Gottesdienst, im besonderen Angesicht unseres Herrn, ganz offen sprechen.

\*\*\*

Paul Glotter

## **Malawi: Der Brückenbauer von Mua**

Der Kanadier Claude Boucher (78) ist Künstler und Missionar. Beides aus Leidenschaft. Als er gegen Ende der 1960er Jahre ins südliche Afrika nach Malawi kam, ging es ihm zunächst mal genauso wie allen Fremden: „Du tappst im Dunkeln!“

Doch schon bald habe er eine fantastische Entdeckung gemacht: „Jedesmal, wenn die Leute um mich herum in Bildern und Gleichnissen sprachen, sah ich wie ihre Augen leuchteten. Es schien ihnen im wörtlichen Sinne ein Licht aufzugehen!“

Seitdem ließ den Priester die Frage nicht mehr los: wird unsere christliche „Bilder-Sprache“ von den Afrikanern verstanden?

Damals, vor über fünfzig Jahren, kam er zu dem ernüchternden Schluss: „Es trennen uns Welten!“ Brückenbauer wollte Claude Boucher darum werden – zwischen alten und neuen Symbolen, zwischen zwei völlig unterschiedlichen Kulturen, zwischen religiösen Traditionen, die auf ihre je eigene Weise das Denken und die Sitten der Menschen prägen. „Es gab für mich keinen Zweifel“, erinnert sich der aus Montreal stammende Künstler, „dass ich fürs Brückenbauen gründlich studieren musste: die Feinheiten der einheimischen Sprachen. Die Umgangsformen der Menschen im Alltag. Die sakrale Bedeutung der Tabus. Die Farben der Stoffe und Masken. Die erlesenen Formen des Kultes.“

Um die christliche Botschaft in neue, anschauliche „Bilder“ zu fassen, die ihre Betrachter innerlich packen und ihre Augen wie bei den alten Bildern und Gleichnissen „zum Leuchten bringen“, gründete der Kanadier in dem unweit von Dedza gelegenen Dorf Mua die Künstler-Kolonie „Kungoni“ (d.h. beim Volk der Ngoni!). Über 100 junge Bildhauer und Maler haben hier unter der Anleitung ihres großen Lehrmeisters im Laufe der letzten Jahrzehnte gelernt, christliche Glaubensvorstellungen in die

bunten „Gewänder der Stammesreligionen“ zu hüllen.

Wie zu Urväter Zeiten wird so der „Regenbogen“ bei der Ausmalung von Kirchen bis hinunter in die angrenzenden Länder des südlichen Afrikas zum untrüglichen Zeichen für den „Wohltaten spendenden Schöpfer des Universums“. Der Kachere-Baum, der zunächst aus der „geliehenen Krone“ eines anderen Baumes seine Wurzeln von oben nach unten wachsen lässt und dann, wenn er im Erdreich fest verwurzelt ist, neue Wurzeln nach oben schickt – mutiert in den Skulpturen der Kungoni-Künstler zum „Baum des Lebens“, in dem sich Himmel und Erde auf geheimnisvolle Weise treffen. Das stilisierte „Dach“ zum Beispiel, das Claude Boucher und seine Bildhauer-Riege über dem Altar anbringen, ruft den Gottesdienstteilnehmern ins Gedächtnis, dass sie zu einer „Familie mit gemeinsamem Dach überm Kopf“ gehören, und dass es ohne die „Blutsverwandten“ keine Heilsgeschichte gibt. Der modellierte Baobab-Baum schließlich, der im Innenhof des in ganz Afrika einzigartigen Kungoni-Museums steht, hält den Besuchern aus Nah und Fern immer vor Augen, dass auch die christlichen Kirchen an „heiliger Stätte“ dafür sorgen, dass sich Gott und die Menschen begegnen. Dass sich Nachbarn versöhnen. Und dass die Weisheit der Älteren fortwährend an die Jüngeren weiter gegeben wird.

Zusammen mit den Künstlern und mit den Katechisten der katholischen Pfarrei von Mua, so der Kanadier, habe man für besonders wichtige Momente des sogenannten Kirchenjahres sowie für die markantesten Abschnitte des menschlichen Lebens eine „afrikanisch geprägte Liturgie“ entwickelt. Claude Boucher nennt Beispiele: man habe den „Bußakt“ ans Ende der Messe verlegt, weil es völlig unafrikanisch sei, einander schon zur Begrüßung mit einem „Sündenbekenntnis“ um den Hals zu fallen. Die „Palaver-Runde“ sodann, die auch in Mua aus dem Dorfleben einfach nicht wegzudenken sei, finde nach den Bibel-Lesungen an Stelle der früher üblichen Ansprache des Pfarrers statt und sei der sichtbare Ausdruck für die heilige Pflicht der Christen, hier in der Liturgie und im Alltag sich gegenseitig im Glauben zu bestärken.

Die Benutzung von Masken und illustrierten Spruchweisheiten, betont Claude Boucher, gehöre bei der Pfarrkatechese in Mua seit langem zum Instrumentarium des Unterrichts, weil Masken und Spruchweisheiten zu allen Zeiten der Pflege dörflicher Moral gedient hätten.

Dem Kanadier war es von Anfang an in Mua und in den anderen zur Pfarrei gehörenden Dörfern ringsum ein vorrangiges Anliegen, die Menschen in allen Höhen und Tiefen des täglichen Lebens mit „priesterlichen Segensritualen“ zu begleiten: die Frauen z.B. während der Schwangerschaft und bei bevorstehender Geburt; die Teilnehmer von Initiations-Riten, wo es in Anlehnung an altes Brauchtum darum geht, „Böses“ von ihnen und ihrem künftigen Lebensweg abzuwenden.

Für den glühenden Verehrer des Heiligen Franz von Assisi nimmt schließlich der kleine zoologische Garten, den er zusammen mit seinen Freunden auf dem weitläufigen Gelände des Kungoni-Centers eingerichtet hat, einen besonderen Platz beim „Brückenbau zwischen den Kulturen“ ein: einheimische und ausländische Gäste werden hier daran erinnert, dass in den alten Mythologien Malawis – und vor allem in den Erzählungen der in der Senke des Malawi-Sees beheimateten Volksstämme der Ngoni und Chewa – genauso wie in der biblischen Schöpfungslehre „Menschen und Tiere eigentlich immer wie Freunde miteinander umgingen“. Claude Boucher: „Wir fordern die Besucher auf, dieses vielfach verloren gegangene Paradies wieder zurück zu erobern!“

Im Übrigen sind für den Missionar die christliche und afrikanische Tradition wie zwei „Schatztruhen“, aus denen die Christen des Schwarzen Kontinents (zum jeweiligen Anlass) für ihr „Rendezvous mit Gott“ den passenden Schmuck holen.

\*\*\*

Ingo Hermann

## Kritik der praktischen Kommunikation

Bemerkungen zum Verhältnis von Macht und Medien

Drei Vorbemerkungen:

1. Dass im Titel meines Beitrags Kant begrüßt wird, ist nicht zufällig.

Wie die kritische Betrachtung des Ver-nunftgebrauchs bei Kant, führt auch die Kritik der menschlichen Kommunikation zu einer Analytik und Dialektik des kommunikativen Handelns, impliziert also die Frage, wie weit jede Kommunikation den allgemeinen Sittengesetzen unterliegt, impliziert also Imperative, die natürlich auf den kategorischen Imperativ hinauslaufen: Kommuniziere so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Kommunikation gelten könne. Doch Kant beiseite!

2. Die elektronischen Medien des 20. und 21. Jahrhunderts sind die Fortsetzung des menschlichen Machtstrebens mit anderen Mitteln. Macht, sofern sie sich nicht einfach als physische Gewalt manifestiert, funktioniert als Interaktion und Kommunikation. Auch die mediale Kommunikation funktioniert als Interaktion – auch wenn die „alten Medien eher als Informationsvermittlungsmaschine und –verbreitungsmaschine gelten müssen, deren Kommunikationsgegenüber unbestimmt und deren Rückkopplungsmöglichkeit begrenzt ist.

Technische und elektronische Kommunikation bedienen sich – wie menschliche Kommunikation seit eh und je – der Sprache, der Zeichen, der Bilder, der Gesten. Mediale Kommunikation lebt also von der Vorstellungskraft: dem Äußerungsvermögen und der Empfangsbereitschaft der Akteure.

3. Eine geschichtliche Betrachtung der Medienmacht würde den Rahmen meines Beitrags übersteigen. Ich erwähne deshalb nur in Stichworten und als *pars pro toto* einen

Vorgang aus der Anfangszeit der Medienkultur, die man wohl in die Anfangszeit des Buchdrucks datieren darf. Der Vorgang zeigt bereits entscheidende Merkmale moderner medialer Machtausübung:

Im Jahre 1510 fordert der zum Christentum konvertierte Jude Johannes Pfefferkorn (vorher Josef Pfefferkorn), Köln, die Vernichtung aller jüdischen Schriften. Nur dadurch, glaubt der von der Idee der Judenbekehrung besessene Konvertit, könne man die Juden zum Christentum bekehren. Er findet in dem Humanisten Johannes Reuchlin (1455 – 1522) einen entschlossenen Gegner, der sich auch mit den Kölner Dominikanern und vor allem dem Inquisitor Jacob von Hoogstraten anlegt. Die Erfurter Humanisten um Crotus Rubeanus (und später Ulrich von Hutten) greifen mit einem publizistischen Trick in das Geschehen ein. Sie veröffentlichen sogenannte „Dunkelmännerbriefe“: fingierte Briefe, in schlechtem Latein und derber Komik abgefasste Polemiken gegen die in Köln vertretene kirchliche Scholastik. Man könnte diesen Vorgang, mit dem Publizisten Jürgen Busche, den ersten *shitstorm* der Medien-geschichte nennen. Da schreibt angeblich der Inquisitor Hoogstraten einen Brief mit folgendem Anfang: „Jacob van Hoogstraten, der sieben freien und schönen Künste und der hochheiligen Theologie demütigster Professor, auch in einigen Teilen Deutschlands Meister und Bestrafer der Ketzer, welcher zu Köln sein Leben fristet, entbietet seinen Gruß in unserem Herrn Jesu Christo dem Magister Ortuin Gratius aus Deventer...“

Zum *shitstorm* gehört natürlich, dass Meinung gegen Meinung, Satire gegen Satire, Spott gegen Spott und Witz gegen Witz steht. Für die einen sind die Briefe „ein schmachvolles und schamloses Pamphlet“, für die anderen „eine geistvolle Vertheidigung eines der ausgezeichnetsten Männer der damaligen Zeit (gemeint ist Ortwin Gratius) oder „ein herrliches Denkmal kräftigen deutschen Witzes“. (Vgl. D. Reichling: Ortwin Gratius, Eine Ehrenrettung. Heiligenstadt 1884, Reprint 1963). Was da im Umkreis von Reuchlin, dessen Gegner Ortwin Gratius, Peter von Ravenna, Hermann van dem Busche, Johannes Pfefferkorn oder Ulrich von Hutten, an verbaler Grobheit ausgelabert wird, ist wirklich beacht-

lich. Man bezichtigt sich der unehelichen Geburt, der Unzucht, der Trunksucht und natürlich des Aberglaubens. Man nennt sich Versedrexler, eselhafter Dichterling, zügelloser und geschwätziger Schranze, Hüter der Bärenhaut und Vielfraß, rüdig und voller Geschwüre, ... eine Poesie des Hasses also, die man in der historischen Kiste verschließen müsste, wenn - mutatis mutandis und etliche Stockwerke tiefer – so etwas nicht heute in den so genannten sozialen Medien wiederzufinden wäre.

## Die Unausweichlichkeit der Machtfrage

Mit diesen Vorüberlegungen befinden wir uns bereits am Kardinalpunkt jeder Kritik an der Macht der Medien: der Einsicht in die Unausweichlichkeit der Machtfrage.

Es gibt keinen Bereich des menschlichen Lebens, der nicht bestimmt wäre von der Vorgegebenheit der Macht. Man muss sich nur die totale Abhängigkeit und Hilflosigkeit des Neugeborenen vergegenwärtigen, um das Ausmaß der Machtverhältnisse zu erkennen: der mütterlichen Macht über Leben und Tod, der absoluten Abhängigkeit des Neugeborenen: ob diese Macht kalt- oder warmherzig, gleichgültig mit dem Handy am Ohr oder zugewandt, gewalttätig oder behutsam, zerstörerisch oder aufbauend ausgeübt und erfahren wird. Die Mutter als Schicksal (so der Titel eines Buches von Felix Schottlaender von 1965) bestimmt über Wohl und Wehe eines ganzen menschlichen Lebens: die physische und psychische Disposition einer Seele, ihre Fähigkeit zu lieben, ihre Kraft zur Bejahung des Schicksals und ihr Vermögen zu leiden und mitzuleiden.

Kurz: die Erfahrung der Macht steht am Anfang menschlicher Existenz. Und bis die Macht des Todes das letzte Wort hat, entscheidet der aktive und passive Umgang mit der Erfahrung, der Ausübung und dem Ertragen von Macht darüber, ob ein Leben gelingt. Und die Macht der Medien gehört zur *conditio humana*, seit es Medien gibt.

Für mich ist dabei die Macht des digitalen Komplexes im 21. Jahrhundert die Fortsetzung der Macht des industriellen Komplexes im 19. und 20. Jahrhundert mit anderen Mitteln – Mitteln, deren Reichweite

schier unmessbar ist und deren Dimension – metaphorisch gesprochen - nur mit der Entfernung zwischen Erde und Pluto angedeutet werden kann. Nie hat sich die alte Frage, wie der Mensch Macht über die Macht erlangen könne, dramatischer gestellt als heute mit dem Blick auf die digitale Revolution.

Heinz-Robert Schlette hat in seinem Buch „Der Sinn der Geschichte von morgen“ über Camus‘ Hoffnung (Frankfurt 1995) die Machtfrage erneut in Beziehung gesetzt zur „planetarischen Technik“, wie sie Heidegger in seinem Vortrag „Die Frage nach der Technik“ beschreibt (H.R. Schlette, a.a.O. S. 75). Zitat Heidegger im Spiegel-Interview vom 31. Mai 1976, zitiert bei Schlette, a.a.O. S. 79: „Das ist gerade das Unheimliche, dass es funktioniert und dass das Funktionieren immer weiter treibt zu einem weiteren Funktionieren und dass die Technik den Menschen immer mehr von der Erde losreißt und entwurzelt.“

Es klingt wie die frühe Ahnung des Computer/Rechner-Zeitalters, wenn Heidegger schon 1955 gefürchtet hat, „dass eines Tages das rechnende Denken als das einzige in Geltung und Übung bliebe“ – „ein Denken, das die Gleichgültigkeit gegen das Nachdenken, die totale Gedankenlosigkeit hervorbringt“ (zit. bei Schlette, a.a.O. S. 80).

## Aktuelle Aspekte

Ein paar aktuelle Beobachtungen und Bemerkungen zur Macht der Medien:

Der Einfluss der konventionellen Medien – Schrift, Radio, Fernsehen – ist uns inzwischen geläufig. Die Machtgrundlage der Medien: Die Komplexität der gesellschaftlichen und politischen Prozesse wird reduziert. Die Medien bestimmen darüber, was überhaupt diskutiert wird. Die Live-Übertragung wichtiger Ereignisse ermöglicht bei den Menschen das Gefühl der Teilhabe. In demokratischen Gesellschaften wird also Öffentlichkeit hergestellt für jedes Für und Wider. In autoritären Systemen werden die gleichen Medien jedoch einseitig zu einem publizistischen Führungsinstrument.

Diese Macht der heute schon konventionell zu nennenden Medien kann kaum noch als

gefährlich betrachtet werden, wenigstens nicht im Vergleich zur Macht der neuen elektronischen Medien. Die öffentliche Debatte jedoch, auch die medientheoretische Erörterung dieser Macht hat - soweit ich sehe - gerade erst begonnen. Was wir brauchen, ist eine noch zu entwickelnde Philosophie der Grenze, und damit eine Philosophie des Maßes, denn – ich zitiere noch einmal Schlette: „Wegen der Freiheit des Menschen wird die Technik umso gefährlicher, je größer die Macht wird, die sie bereitstellt“ (a.a.O. S. 83).

In der Zeitschrift *Cicero* hat im November 2014 der Tübinger Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen einen Beitrag über die „fünfte Gewalt“ veröffentlicht, der die Situation kurz und prägnant beschreibt.

Die Verwendung des Begriffs „fünfte Gewalt“ außerhalb des Verfassungszusammenhangs (Exekutive, Legislative, Judikative) ist nicht ganz neu. Schon 2006 wurde (in der ZEIT vom 22. Februar 2006) eine andere „fünfte Gewalt“ ausgeguckt: der Lobbyismus.

Die Anwendung des Begriffs auf die Netzmedien fand 2013 mit dem Film „Die fünfte Gewalt“ weltweite Beachtung. Der Film von Bill Condon, mit Daniel Brühl und Moritz Bleibtreu, handelt von den Enthüllungen Julian Assanges unter dem Namen „Wiki-leaks“.

Nach Pörksen schleust die „Fünfte Gewalt“ Ideen und Verbindungen in die „Empörungskreisläufe“. Sie ist „hässlich und grausam zugleich, aber auch klug und moralisch; am Funktionieren der Demokratie interessiert, aber auch zerstörerisch. Vor allem zeigt sie „die Fratze des Mobs, der entfesselten, anonymen Masse, die auf enthemmte Weise aus dem Dunkel zuschlägt.“ Ein Beispiel aus der Medienwelt: Anfang 2014 forderten Hunderttausende im Netz die Entlassung des Talkmasters Markus Lanz, nachdem ein Gespräch mit Sarah Wagenknecht von der Empörungsgemeinde für misslungen befunden worden war.

Pörksen nennt ein weiteres Beispiel: 2010 nahm ein Tübinger Student namens Jonas Schaible Anstoß an einer Äußerung des damaligen Bundespräsidenten Horst Köhler über die militärische Sicherung von Handelsrouten. Schaible sprach von „geset-

zeswidriger Rechtfertigung eines Wirtschaftskrieges“, startete Anfragen über das Netz, mailte an Nachrichtenagenturen und Zeitungen, fasste über Twitter und Facebook nach, woraufhin die Opposition dem Bundespräsidenten „Kanonenbootpolitik“ vorwarf. Köhler trat zurück.

Nach Pörksen war Schaible keineswegs allein an dem *Shitstorm* im Netz schuld. Es gab vielmehr eine „Verknüpfung von Mikro- und Makro-Öffentlichkeit“, und das in einem Reizklima, in dem u.a. offenbar wird, dass die „Fünfte Gewalt“ oder „Fünfte Macht“ selber manipulierbar ist. Zitat:

„Man nehme ein paar interne Sitzungsprotokolle, kennzeichne sie als geheim, schicke sie an Blogger, die diese dann als exklusive News veröffentlichen, schreibe unter Pseudonym Kommentare, ... und mache die klassischen Medien auf die gewünschten Themen aufmerksam... Fake-Personen können so Fake-Nachrichten zur Netzveröffentlichung bringen, um schließlich ‚echte‘ Artikel in den etablierten Medien auszulösen.“

Pörksen beschreibt weiter, wie „PR-Söldner“ in die sozialen Netzwerke geschickt werden, die Fans und Follower kaufen und gefakte Accounts anlegen oder, wie Putin Blogger und Kommentatoren kauft und fest angestellt in einer Villa bei Sankt Petersburg beschäftigt, die dann rund um die Uhr seine Sichtweise über die Krim und die Ukraine hinausschicken.

Der Einfluss dieser Propagandaaktion auf die dann gemessene öffentliche Meinung zu Putin und seiner Politik ist noch nicht wissenschaftlich untersucht. Vielleicht sitzt aber schon jemand dran. Hoffentlich.

Dass nicht nur Fotos lügen können, sondern auch bewegte Bilder, hat sich in diesem Frühjahr am „Fall Varoufakis“ erneut gezeigt. Wie leicht mit moderner Technik manipuliert werden kann, zeigt die Story von Varoufakis' Mittelfinger. Der Satiriker Jan Böhmermann montiert eine Geste aus einer zwei Jahre alten Aufzeichnung so in einen Film von heute, dass Günter Jauch und sein Team darauf hereinfallen, woraufhin sich die allgemeine Erregung über die Griechen in Minutenschnelle überpurzelt und dies wahrscheinlich der Anfang vom Ende der Jauch – Moderation war.

Bei der öffentlichen Reaktion haben wir es zu tun mit einer „instabilen Formation des Schwarms“ (Pörksen), bei der sich die Mobilisierung der Netzöffentlichkeit bei den beteiligten Individuen verbindet mit der Gelegenheit zu „Gratisengagement und Egopflege“. Auch hier wird die Manipulierbarkeit und Korrumpierbarkeit der „Fünften Gewalt“ offenbar. Die Mediendemokratie verkommt zur Empörungsdemokratie, die sich demokratischen Kontrollmechanismen entzieht.

Die Abwesenheit von intellektuellen Strukturen kann dann auch blitzartig zu Verwerfungen im sozialen Miteinander führen, wobei Missverständnisse und Unterstellungen eine fatale Rolle übernehmen können. Im Februar dieses Jahres berichtete eine Amerikanerin namens Justine Sacco davon, wie sie aufgrund eines dümmlichen und schlechten Witzes in einen *Shitstorm* geriet, und zwar in der kurzen Zeit zwischen ihrem Abflug in New York und der Landung in Johannesburg. Die Dame, 30 Jahre alt, ist Leiterin der gesamten Unternehmenskommunikation eines New Yorker Medienkonzerns, was sie nicht vor der eigenen Kleinmädchendummheit schützt. Sie twittert nämlich während des Fluges folgenden Text: „Auf nach Afrika. Hoffe, ich bekomme kein AIDS. Nur Spaß. Ich bin weiß.“

Als die Maschine in Johannesburg landet, gibt es bereits zehntausende empörte Tweets, die sie als arrogante Rassistin schmähen und ihr unterstellen, sie glaube offenbar, nur Schwarze bekämen AIDS. Die Angestellten des Hotels, in dem Sacco gebucht hatte, kündigen einen Streik an, falls sie im Hotel auftauche. Der Chefredakteur einer US-Zeitschrift reichte den infantilen Witz der Frau Sacco an 15 000 Follower weiter, mit der Bemerkung „Okay, sorgen wir dafür, dass der rassistische Tweet einer ranghohen Angestellten von IAC (Inter Active Corporation) Konsequenzen hat.“ Natürlich: es hatte. Sacco wurde fristlos gefeuert.

Also: viel Lärm um ein Missverständnis. Saccos reuevolle Erkenntnis: „Als Amerikaner lebt man ein wenig wie in einer Blase, was die Dritte Welt angeht.“

Medienereignisse wie das beschriebene können sehr schnell den Zirkel des Privaten übersteigen und sich zum politischen Hass- oder Propagandagesang steigern, der sich dann in atavistischer Grausamkeit entlädt und in zynischer Frömmerei die apokalyptische Schlacht zwischen Gläubigen und Ungläubigen herbeifantasiert, die Anleitung zum Bau von Bomben eingeschlossen.

Eine erstaunliche technische Entwicklung macht derartige Manipulationen möglich: Zum Beispiel werden TV-Berichte oder Netzsequenzen aus Krisengebieten aus Sicherheitsgründen inszeniert. Die Sequenzen sind vorfiguriert, werden angepasst, ergänzt, optimiert, im Computer animiert. Es gibt eine alltägliche Ikonografie in der Konfliktberichterstattung. Was wie Wirklichkeit aussieht, ist in Wahrheit virtuell generiert. Die Medientechnik stellt, wie im Fall von Varoufakis' Mittelfinger, Bildabläufe her, die nicht einmal mehr die Verantwortlichen Redakteure oder Moderatoren entziffern können. Vielleicht liegt hier, neben anderem, eine Erklärung für den dramatischen Vertrauensverlust der früher so genannten Qualitätsmedien: Stichwort: „Lügenpresse“.

## Verbrechen und Terror

Zur Kritik der praktischen Kommunikation gehört auch, dass wir uns der Möglichkeit stellen, dass die elektronischen Medien für Verbrechen und Terror benutzt werden.

Das System erlaubt, Terrortexte, -fotos und -filme zu verbreiten und die sozialen Netzwerke als Waffen zu benutzen: Facebook, Youtube, Twitter und Whatsapp erlauben dann, über Verschlüsselungsdienste und Computerserver im Ausland alle Spuren zu verwischen. Die klassische Telefonüberwachung wird immer weniger wirksam und gehört inzwischen dem letzten Jahrhundert an.

## Elias Canetti

Wenn man heute über die Macht der Medien (die ja Massenmedien sind) nachdenkt, ist es reizvoll, Elias Canettis Werk „Masse und Macht“ in die Überlegung einzubeziehen – obgleich Canetti nicht explizit auf Presse, Radio, Fernsehen und naturgemäß

schon gar nicht auf die Netzmedien eingeht.

Canettis Gedanken zu Macht und Masse sind stark von seinen völkerkundlichen Studien beeinflusst. Canetti befasst sich eingangs mit dem Phänomen der Meute. Er versteht darunter die kleine Horde oder das kleine Menschenrudel, das in der Leere und Ödnis der vor- und frühgeschichtlichen Weite und Leere des Planeten umherzieht, sich durch Gefährdung und Jagdfieber im Zustand ständiger Erregung befindet und alle Mitglieder der Horde „sich nichts heftiger wünschen als zahlreicher zu sein“. Anders als der Stamm, die Sippe oder der Klan ist die Meute eine konkrete Aktions-einheit. „Von ihr muss ausgehen, wer die Ursprünge des Verhaltens von Massen erforschen will“.

Die Jagdmeute – je größer das zu erlegende Tier, desto mehr Menschen sind nötig – wird zur Verteilungsmeute, die die Beute verteilt. In dem Augenblick, in dem auch noch eine zweite Meute auftaucht und Anteile beansprucht, wird die Verteilungsmeute zur Kriegsmeute. Wenn es im Kampf oder im Jagdgeschehen Tote gibt, wird die Jagd- und Verteilungsmeute zur Klagemeute, weil der Verlust eines Mitglieds Trauer und Angst auslöst. Was konstant bleibt, ist jedoch das Bestreben, zahlreicher zu werden. Die Gruppe wird zur Vermehrungsmeute, für die eine ständige Erregung charakteristisch ist. Dabei geht es um die Erregung als solche. Sie ist das Wesentliche: der Zustand, in dem alle zusammen etwas zu beklagen haben. „Die Wildheit der Klage, ihre Dauer, ihre Wiederaufnahme am nächsten Tag im neuen Lager, der erstaunliche Rhythmus, in dem sie sich steigert und selbst nach völliger Erschöpfung von neuem beginnt, wären Beweis genug dafür, dass es hier vor allem um die Erregung der gemeinsamen Klage geht“.

Ich hoffe, dass jetzt schon erkennbar wird, wie sehr bei der Jagdmeute bereits implizit von den Massenmedien des 20. Jahrhunderts die Rede ist.

Das Gleiche gilt auch für den Zusammenhang von Macht und Geschwindigkeit. Canetti verweist wieder auf die Erfahrung der jagenden Meute. Das Ereilen und Ergreifen der Beute durch die Raubkatze ist das Vor-

bild für den schnellen Lauf und den Sprung auf das Beutetier. Der Raubvogel ist das Vorbild für den Pfeil, mit dem der Mensch seine Beute aus großer Distanz erfliegt. Löwe, Leopard und Tiger, Adler und Falke wurden deshalb schon früh zu Symbolen der Macht.

Die Steigerung aller Macht und Geschwindigkeit aber, so Canetti, ist der Blitz. Der Blitz ist plötzlich da, mit ungeheurer Macht. Er taucht aus dem Dunkel auf, und dieses Aufscheinen hat den Charakter der Offenbarung. Es ist interessant, dass Canetti an dieser Stelle eine kurze Reflexion anschließt, die andeutet, dass er auch die technischen Neuerungen des 20. Jahrhunderts im Blick hat: „Die physische Geschwindigkeit als Eigenschaft der Macht hat sich seither in jeder Weise gesteigert. Es erübrigt sich, auf ihre Wirkungen in unserem technischen Zeitalter einzugehen“. - Und wenn es sich nicht erübrigt?

## Fragen und Aburteilen

Bevor ich auf diese Frage zurückkomme, möchte ich den Rekurs auf Canetti in zwei Punkten fortführen: die Macht des Fragens und die Gewalt des Aburteilens.

### Macht durch Fragen:

Wer fragt, hat Macht über den Befragten. Wer je eine Pressekonferenz erlebt hat, weiß, dass es die Pressemeute ist, die ein Politiker fürchten muss. Die Fragenden sind die Stärkeren, auch wenn es im realen Leben umgekehrt sein mag. Die Umkehrung folgt aus dem Gesetz der Masse. Wer sich als Einzelner den Fragen der Vielen (die dann auch noch viel mehr Viele repräsentieren) aussetzt, willigt ein in den invasiven Akt des Fragens. Die Fragenden drängen mit „bohrenden Fragen“ in ihn ein, sie bedrängen ihn, treiben ihn in die Enge, setzen ihm zu, ziehen ihm die Würmer des Geheimgehaltenen aus der Nase etc.

Wer fragt, ist der Stärkere – das gilt ja seit eh und je. Ganz deutlich für Sokrates in Platons Dialogen. Sokrates, der Gewalt und Macht verschmäht, herrscht durch sein Fragen. Wer fragt, übt Macht und Kontrolle aus. In reinster Form ist es der Ermittler, der Staatsanwalt, der Richter, in schmut-

zigster Form ist es der Verhörspezialist, der Inquisitor, der Folterer.

Die Mitglieder der „Fünften Gewalt“ sind in der Demokratie denn auch mit entsprechendem Selbstverständnis unterwegs und spielen durchaus ihre Rolle mit dem dazu gehörenden Selbstbewusstsein.

Dieses Bewusstsein kann sich von der Macht zur Gewalt entwickeln, wenn aus dem Beurteilen das Aburteilen wird. Wir kennen dieses anmaßende Aburteilen aus Blättern wie BILD, mehr noch aber aus den sofortigen Aburteilungen in den so genannten sozialen Medien, die sich dann „blitzschnell“ in asoziale Medien verwandeln können. Was dort täglich und stündlich an privater Scharfrichterei aufgeführt wird, zeigt die ganze Borniertheit, Erbarmungslosigkeit, Gnadenlosigkeit und Feindseligkeit der menschlichen Spezies, wenn sie durch Anonymität, Pseudonymität und Masse zur enthemmten Meute geworden ist, die auf persönliche Diffamierung und Vernichtung zielt.

## Gustave Le Bon

Wenn man die elektronische Kommunikation, das Fernsehen eingeschlossen, als Massenphänomen begreift – und das muss man ja wohl – ist es reizvoll, den französischen Begründer der Massenpsychologie Gustave Le Bon (1841 – 1931) zu befragen. Dessen Buch „Psychologie der Massen“ („Psychologie des Foules“), erschienen 1895, beeinflusste Sigmund Freud und Max Weber und wurde von den Nazis missbraucht. Wilhelm Reich bezog sich auf ihn in seiner „Massenpsychologie des Faschismus“ (1946), Hannah Arendt nutzte seine Beobachtungen für ihre Analyse des Faschismus, Alexander und Margarete Mitscherlich bezogen sich auf ihn in „Die Unfähigkeit zu trauern“ (1967) und Raymond Aron argumentierte mit Le Bon gegen Sartre und dessen Liebäugerei mit den Massen.

Der Untertitel des Mitscherlich-Buches lautet „Grundlagen kollektiven Verhaltens“. Mitscherlich schildert „die Dynamik des psychischen Geschehens bei der Machtübernahme durch einen Massenführer“ und schreibt: „Dieser (Massenführer) tritt an die Stelle des Ich-Ideals jedes einzelnen, jenes seelischen Selbstbildnisses, das von

den kühnsten Phantasien über eigene Bedeutung, Vollkommenheit und Überlegenheit, aber auch von den natürlichen Hoffnungen des menschlichen Lebens, wie und was man sein oder werden möchte, gezeichnet wird.“

Das Vorbild, der Held, die Lichtgestalt, der Führer, tritt also an die Stelle des eigenen Ich-Ideals. Man braucht jetzt nur noch diesen Vorgang auf das Verhältnis von Medienutzer und Medienstar anzuwenden, um die Macht der Medien zu ermessen. Man kann froh sein, wenn dieser Mechanismus sich heute vor allem als konformistische Imitation in Kleidung, Haltung und Körperkult äußert.

Wissenschaftlich mag Le Bon heute überholt sein (was bei einer naturwissenschaftlich vorgehenden Denkweise ja auch gar nicht anders sein kann), die Analysen und Charakteristiken Le Bons sind jedoch bis heute von großer Tiefenschärfe und unmittelbarem Erkenntniswert.

Ich nenne einige Einsichten aus Le Bons Buch, die bei einer Kritik der praktischen Kommunikation berücksichtigt werden sollten:

- Menschenmassen werden von unbewussten Impulsen beherrscht.
- Der Einzelne verliert in der Masse seine Kritikfähigkeit.
- Bei der Weitergabe von Informationen und Meinungen gibt es eine psychische und geistige Ansteckung, die von extremer Anfälligkeit für Schlagworte, große Gesten und grobe Täuschungen begleitet wird.
- Massenverhalten ist impulsiv, irritierbar, suggestibel, leichtgläubig, schnell erregbar und sprunghaft, intolerant und diktatorisch und ist vor allem durch einen schrankenlosen Egoismus gekennzeichnet.
- Unduldsamkeit bis zur Grausamkeit, schnelle Verallgemeinerungen, besonders im Zusammenhang mit Wunschen und religiösen Vorstellungen, führen durchweg zu Realitätsverlust.
- Massen sind empfänglich und hingabebereit für autoritäre Führer, die oft zu Heldenfiguren stilisiert werden (Beispiel heute: Putin).

- Massen können nicht logisch denken:  
„Die Massen können nur in Bildern denken“.

Wenn man die modernen Medien als Massenphänomene begreift, wird eine Kongruenz zwischen Massenpsychologie und Medienkunde sichtbar.

Welche Entwicklungen in der Medienzukunft ahn- und sichtbar werden, ist natürlich nur im Modus der Spekulation zu beschreiben.

Die folgenden Topoi entnehme ich den aktuellen Berichten der Presse über die neuen technischen und sozialen Errungenschaften im IT-Bereich.

## „Gestensteuerung“

Google entwickelt Minichips, die menschliche Gesten als Signal erkennt und wie ein Radargerät identifiziert und registriert - die Fortsetzung der touch-screen-Technik mit anderen Mitteln. Entwickelt sich da eine neue Universalsprache ohne Sprache? Von den groben Hebeln und dicken Knöpfen aus den Anfängen des Industriezeitalters hat der Weg verhältnismäßig schnell zu einer Minimalisierung der Bedienelemente und schließlich zu einer taktilen Distanznahme geführt: Erst die mechanische, dann die elektrische Tastatur, dann das Abbild einer Tastatur auf dem Bildschirm, schließlich das Ziehen und Wischen auf dem Touchscreen. Wie man lesen kann, arbeitet VW an einer Gestensteuerung beim Autofahren, bei der gar keine Berührung mehr nötig ist, vielmehr eine Software menschliche Gesten als Signale erkennt. Man macht eine bestimmte Bewegung und das Schiebedach, ein Fenster, eine Tür, ein Kofferraum öffnet oder schließt sich, das Radio wird lauter oder leiser, je nachdem, welches Signal der Minichip identifiziert. Die Geste gilt als Universalsprache im Dialog zwischen Mensch und Maschine. Sie tritt an die Stelle von Schriftzeichen, (die ja lateinisch, griechisch, kyrillisch, chinesisch, japanisch oder wie auch immer sein müssten), und ist auch jenseits unserer Textverarbeitungssysteme gültig, steht eben außerhalb der Sprache. Außerdem wird der Verkauf leichter und die Herstellung billiger. Fazit: die praktische Kommunikation zwischen Mensch und Maschine wird

sprachlos und berührungsfrei. Ob das ein Fortschritt ist?

## Informationskontrolle

Die Zentralen der Macht verändern sich. Sind Amazon, Apple, Google, Facebook und all die anderen inzwischen mächtiger als der jeweilige Staat?

Asymmetrie bestimmt die Szene. 1, 4 Milliarden Menschen nutzen z.B. Facebook, aber nur eine einzige Person kontrolliert die Maschinerie. Und die 1,4 Milliarden sind mehrheitlich begeistert. Sie unterwerfen sich mit Entzücken, weil sie sich mit etwas identifizieren können, was sie für jung und rebellisch und „in“ halten, was in Wahrheit aber nur Konformismus hoch drei ist. Jaron Lanier, der Informatiker und Erfinder, von dem der Begriff der „virtuellen Realität“ stammt – Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels – hat das die „Fortsetzung der organisierten Kindheit“ genannt: „So langsam werden wir zu ewigen Kindern“ (Interview FAZ vom 2.7.2015). Und: Facebook – in den Händen der Falschen könnte es zu einem machtvollen Instrument der Diktatoren werden. Die Zunahme politischer Kommunikation geht ja einher mit der Abnahme politischer Teilhabe – was, so Lanier, zu einer wachsenden Gefahr des Missbrauchs kommunikativer Macht führt.

Das Desaster der so genannten Arabellion bestand ja vor allem darin, dass die Reformer geglaubt haben, die mediale Zustimmung in aller Welt führe auch zu tatsächlicher Unterstützung.

## Wenn das System zurück schlägt

Es nennt sich Smart-TV. Zurzeit werden weltweit jährlich etwa 50 Millionen dieser TV-Geräte verkauft. Die Standard-Einstellung der Geräte vor der ersten Inbetriebnahme ist so, dass die Signatur des jeweiligen Internetanschlusses (IP-Adresse) automatisch an ca. 60 verschiedene Stellen versendet wird. Registriert wird das Nutzungsverhalten des TV-Zuschauers: wie lange hat er eingeschaltet? Von wo nach wo hat er umgeschaltet? Eine fotografische Linse und ein Mikrofon beobachten und belauschen den Nutzer. Die Daten werden an Interessierte gegeben, bis hin zu den Daten der Gesichtserkennungsprogramme. Wem

das wohl behagt? Ich bin sicher, dass es immer und überall Leute geben wird, die sich geehrt fühlen und die es ganz großartig finden, wenn sie bei ihrem Medienkonsum beobachtet werden. Die exhibitionistische Mitteilbarkeit der Gattung homo medialis, wie sie sich zum Beispiel auf „facebook“ orgiastische Höhepunkte en suite erlaubt, wird möglicherweise erst abflauen, wenn erkennbar Schlimmeres passiert als eine durch Algorithmen gesteuerte, gezielte Werbung auf den accounts der Facebook-Gemeinde. Erste Anzeichen eines selbstkritischen Umdenkens sind erkennbar: Assange, Wikileaks und die Enttäuschung der Syrer haben dazu geführt, dass junge Menschen, die vollkommen kritiklos in „ihr“ Internet verliebt waren, Facebook verlassen und ihre PCs verschlüsseln - Anfänge einer Emanzipation und Gegenbewegung?

## Schlussbemerkung

Abschließend möchte ich die Überlegungen zur Kritik der Macht und der praktischen Kommunikation noch verknüpfen mit dem Kant'schen Prinzip der Rückbindung aller menschlichen Handlungen an eine frei gewählte Moralität. Die Rückbindung aller „Errungenschaften“ an das Sittengesetz muss dringend wieder in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt werden. Nur dann haben technische Entwicklungen die Chance, Vernunfthandlungen zu sein; nur dann findet die elektronische Technik ihre Grenzen; nur dann kann sie zu einem Teil unserer Freiheit und unserer (mit Kant formuliert) Glückseligkeit werden.

„Handle so, dass die Maxime deines Handelns jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ In Übersetzung könnte das heißen: „Nutze die Medien so, dass deine Teilhabe an der Medienmacht als Prinzip einer allgemeinen glückseligen Kommunikation gelten könne.“

Vielleicht aber muss man auch noch eine Schicht tiefer schürfen. Die Richtung zeigt ein Wort von Botho Strauß (in seinem neuen Buch „Herkunft“) an: „Kommunikation ist die Entlassung der Sprache zum Nichtsagenden.“

*Ingo Hermann war Leiter des Programmbeereichs Kultur und Gesellschaft beim ZDF.*

*Er veröffentlichte u.a. zahlreiche Beiträge zu medienpolitischen und medienpädagogischen Fragen. Sein Beitrag in dieser Nummer ist die leicht gekürzte Fassung eines Vortrags im Rahmen einer Klausurkonferenz zum Thema "Kritik der Macht" in Königsberg i. Bayern.*

\*\*\*

## Das Interview

### **Der Widerstand des August Jilek**

---

*Zehn Jahre lang überzog Bischof Gerhard Ludwig Müller – der heutige Chef der Römischen Glaubensbehörde - in Regensburg gestandene Katholiken mit Spott und Hohn und schaffte alle gewählten diözesanen Laiengremien ab. Viele Pfarrer des Bistums sahen sich plötzlich mit haltlosen Anschuldigungen ihres Vorgesetzten konfrontiert. Ihre Verteidigung übernahm der damalige Liturgiewissenschaftler an der Theologischen Fakultät der Universität Regensburg, Professor Dr. August Jilek. Die näheren Umstände und Folgen des Widerstands hat Jilek in seinem Interview mit „imprimatur“ geschildert. Die Fragen stellte unser Redaktionsmitglied Horst Hohmann.*

Frage: Als Gerhard Ludwig Müller 2002 zum neuen Bischof von Regensburg ernannt wurde, schien er von Anfang an fest entschlossen, mit der „Räterepublik“ aufzuräumen. Fast über Nacht lag er im Clinch mit den wichtigsten Laiengremien des Bistums. Auch Sie gehörten zu den prominenten Opfern Müllers. Warum genau entzog er Ihnen 2004 die „missio canonica“ als Liturgik-Professor an der Theologischen Fakultät der Uni Regensburg?

Professor Jilek: Der erste und wichtigste Hintergrund: Ab Frühjahr 2003 gerieten drei Regensburger Pfarrer ins Visier des damals neuen Regensburger Bischofs G. L. Müller. Bei allen drei Pfarrern handelte es

sich um erfahrene und vielerseits hochgeschätzte Seelsorger. Die Agitationen des Bischofs bestanden in haltlosen und üblen Anschuldigungen und entsprechenden dienstrechtlichen Drohungen.

In ihren Auseinandersetzungen suchten die genannten Pfarrer einen Berater, Bevollmächtigten und Sprecher im Sinne von CIC can. 1738. Diese Aufgabe habe ich übernommen. Zwei Lehrstuhlinhaber für Kirchenrecht standen mir für diesbezügliche vertrauliche Rechtsberatung zur Seite. Was war meine Aufgabe und was tat ich? Nichts anderes, als die Pfarrer bei ihrer Verteidigung gegen die haltlosen Anschuldigungen des Bischofs G. L. Müller zu unterstützen, und zwar unter uneingeschränkter Beachtung und Einhaltung der Vorgaben und Regeln des kirchlichen Gesetzbuches. Allerdings gab es ein Problem: Abgesehen von den haltlosen Anschuldigungen unterliefen Bischof Müller und seiner Administration auch wiederholt rechtliche Verfahrensfehler und absichtlich wahrheitswidrige Sachdarstellungen. Da diese seitens G.L. Müller öffentlich erfolgten, mussten sie meinerseits ebenfalls öffentlich korrigiert werden. Bischof Müller missfiel dies: Er nannte mein Verhalten eines „Ständigen Diakons unwürdig[...]“.

Im Zuge dieser Tätigkeit und weiterer Vorgänge kam es daher wiederholt zu heftigen und unhaltbaren Anwürfen des Bischofs auch gegen mich. Im April 2004 drohte er bereits mit Maßnahmen gegen mich: zuerst „Verbot jeden Auftritts in der Diözese Regensburg und schrittweise...bis hin zur Entziehung des Nihil Obstat“.

Im Juli 2004 erfolgte der erste Schritt: Bischof Müller erteilte mir u. a. „Auftrittsverbot in allen ... Einrichtungen und Räumen der Diözese Regensburg“. Dies bedeutete eine drastische Einschränkung meiner Lehre an der Universität Regensburg. Denn diese erfolgte in enger Verzahnung von liturgiewissenschaftlichen Grundlagen einerseits und Umsetzung in liturgiepraktische Modelle andererseits. Entsprechend groß war die Nachfrage der Studierenden nach diesen Veranstaltungen. Freilich war dafür die Benutzung von Kirchen unabdingbar: Im Hörsaal einer Universität kann man schlecht Liturgie feiern. Mit dem genannten Verbot war mir die weitere Durchführung entsprechender Lehrveranstaltungen

unmöglich gemacht. Extrem rechtskonservativen Zirkeln in der Diözese Regensburg waren diese meine Lehrveranstaltungen – auf Grund ihres großen Einflusses auf die Studierenden und die liturgische Praxis in der Diözese insgesamt – ohnehin schon lange ein Dorn im Auge. Zu diesen Zirkeln gehören Namen wie W. Schraml (damals Weihbischof in Regensburg), H. Wachter (Marianische Männerkongregation), G. Ratzinger („Papstbruder“).

Vor diesem Hintergrund und mehr als einem Jahr absolut willkürlicher Herrschaft von G.L. Müller als Bischof von Regensburg richtete ich im August 2004 ein Schreiben an den damaligen Wissenschaftsminister. Inhalt: Ich erwäge den Austritt aus der röm.-kath. Kirche und ersuche um Auskunft, welche dienstrechtlichen Gegebenheiten und Folgen im Zusammenhang mit einem solchen Schritt meinerseits zu beachten sind. Von wem und wie Bischof Müller davon Kenntnis erhalten hat, weiß ich nicht. Ein Schreiben meinerseits an Müller mit Ausführungen darüber, was zu meinen Erwägungen geführt hatte, blieb erwartungsgemäß erfolglos. Ergebnis: Entzug der Lehrbefugnis im Oktober 2004.

Frage: Sie haben den autoritären Umgang Müllers mit Priestern und Laien des Bistums ausführlich dokumentiert. Viele rätselten nach der Lektüre der Dokumentation, wieso Müller in Regensburg geradezu freie Hand hatte, sich als Lügner, Spalter und Ehrabschneider zu profilieren und warum er beispielsweise wegen seines häufigen „antikollegialen Verhaltens“ in der Deutschen Bischofskonferenz aus Rom nie abgemahnt wurde? Hat Müller während seiner unsäglichen Regensburger Jahre nicht vielleicht doch in „höherem Auftrag“ gehandelt?

Professor Jilek: Die Frage ist durchaus berechtigt, aber auch einfach zu beantworten. Die Besetzung von Bischofsstühlen mit Personen von der Art eines G. L. Müller entspricht in jeder Hinsicht der Kirchen- und der Personalpolitik, wie sie Karol Wojtyła als Papst begonnen und Joseph Ratzinger schon als Präfekt der Glaubenskongregation nachdrücklich unterstützt und später als Papst erst recht fortgesetzt hat.

Ich erinnere nur an die katastrophalen Folgen, welche diese Politik für die Neube-

setzungen von Bischofsstühlen in Österreich hatte: die Nachfolger des Wiener Kardinals König, des Salzburger Erzbischofs Berg, des steirischen Bischofs Weber, des Burgenländischen Bischofs Iby. Nicht zu vergessen die Behandlung des seinerzeitigen Linzer Bischofs Aichern oder die Besetzung des St. Pöltener Bischofsstuhls mit Kurt Krenn und so fort.

Was Karol Wojtyła diesbezüglich sehr früh grundgelegt hat, ist in der Öffentlichkeit viel zu lange nicht wahrgenommen worden: u. a. wegen seiner medienwirksamen Auftritte.

Für Diözesen in Deutschland lässt sich mühelos Vergleichbares aufzeigen. Nur zwei Beispiele: Der seinerzeitige Passauer Bischof Franz X. Eder hatte die Diözese zu bemerkenswerten Reform-Perspektiven geführt: auf breiter diözesaner Basis. W. Schraml (bis dahin Weihbischof in Regensburg) wurde sein Nachfolger. Von Bischof Eders Reform-Arbeit ist nichts mehr übrig. Ganz ähnlich liegen die Dinge in der Erzdiözese München: Wieviel ist von den Reform-Perspektiven, die bereits unter Kardinal Döpfner realisiert wurden, noch geblieben?

Frage: Herr Professor Jilek, nachdem Sie es gewagt hatten, Bischof Müller wegen verleumderischer Behauptungen gegenüber Pfarrer Hans Trimpl und gegenüber anderen Diözesanpriestern zur Rede zu stellen, wurde Ihnen sehr schnell bewusst, dass Müller alles tun würde, um an Ihnen ein „Exempel zu statuieren“. Wie ist da einem Familienvater zumute, wenn er plötzlich Existenzangst bekommen muss? Nennen Sie Momente, die das persönliche Drama des August Jilek rund um den Entzug der „missio canonica“ illustrieren.

Professor Jilek: Erlauben Sie mir ein paar Differenzierungen. Einmal: Die desaströse Amtsführung eines Bischofs der röm.-kath. Kirche bringt einen Ordinarius, also einen Lehrstuhl-Inhaber einer deutschen Universität nicht in Existenz-Angst. Der Ordinarius eines theologischen Faches ist in erster Linie seiner Universität, erst danach dem örtlichen Bischof verpflichtet. In dieser Reihenfolge verläuft jedes Berufungsverfahren. Sodann: Missbrauch einer solchen Position liegt keinem Ordinarius nahe. Wohl aber, dass von ihm in jeder Hinsicht

verantwortungsvolles Bemühen um die Lösung von Problemen beruflicher und sonstiger sachlicher Gegebenheiten erforderlich und einzubringen ist. Dabei ist beides gleichermaßen wichtig: sachliche und verantwortungsvolle Seriosität.

Schließlich: Es kommt vor, dass solches Bemühen an Grenzen stößt, die vom betreffenden Ordinarius nicht beeinflussbar sind. So war es in meinem Fall. Kurz: Existenz-Angst hatte ich nie. Und ein Drama um meine Person gab es auch nicht, wohl aber wiederholte Versuche meinerseits, angefallene Sachfragen seriös und für jedermann nachvollziehbar zu klären. Die Zustände, welche in der römisch-katholischen Kirche seit den Päpsten Wojtyła und Ratzinger herrschen, haben dies nicht zugelassen. Nicht zu vergessen: Die wichtigsten Vorgänge sind meinerseits öffentlich dokumentiert und bis dato öffentlich unwidersprochen. Wer sich die Prozessfreudigkeit des seinerzeitigen Regensburger Bischofs G. L. Müller in Erinnerung ruft, kann schon allein daraus entsprechende Rückschlüsse ziehen.

Frage: Der neue Bischof von Regensburg und Intimus von Gerhard Ludwig Müller, Rudolf Voderholzer, wird voraussichtlich im Heiligen Jahr keine „Gnade vor Recht“ walten lassen und etwa Professor August Jilek sowie andere „gechasste Laienchristen“ rehabilitieren. Deutlich großzügiger war da Voderholzer gegenüber seinem Vorgänger, als er Ende 2013 dessen „Emeritenbezüge“ rückwirkend legalisierte – so dass sich der Exbischof von Regensburg und jetzige Kardinal bis ins hohe Alter keine finanziellen Sorgen mehr machen muss. Tut das nicht doch ein wenig weh, Herr Jilek?

Professor Jilek: Ich beginne mit dem letzten Punkt: „Weh“ tut mir bezüglich der finanziellen Regelungen für G. L. Müller gar nichts. Sie sind Symptome für Zustände in der römisch-katholischen Kirche – und längst nicht die einzigen. Wehleidigkeit nützt gegenüber solchen Zuständen gar nichts, wohl aber Sacharbeit. Aber: Wer sollte diese in der Kirche derzeit leisten? Sodann: Lösen Sie sich bitte von der Vorstellung, ich würde als verfolgtes und leidendes Mitglied der römisch-katholischen Kirche dahinvegetieren und auf „Gnade vor Recht“ hoffen. Ersteres trifft nicht zu und

Letzteres würde ich mir verbitten: Wir leben nicht mehr im Zeitalter absolutistischer Herrschaft, sondern im 21. Jahrhundert. Meine persönlichen und beruflichen Gegebenheiten sind ganz anders. Nach dem Entzug der kirchlichen Lehrbefugnis gab es eine kurze Orientierungsphase. Mein Lehrstuhl wurde aus der Katholisch-Theologischen Fakultät ausgegliedert und der Universität gesamt zugeordnet. Damit war ich an keine Studienordnung mehr gebunden und konnte in meinem Fach neue wissenschaftliche Schwerpunkte setzen. Dies habe ich getan. Die ersten beiden neuen Schwerpunkte waren Religionswissenschaft und biblische Archäologie. Als bald kam die Beschäftigung mit Forschungs-Ergebnissen aus Astro- und Quanten-Physik sowie Biologie hinzu. Alles erfolgte unter der Fragestellung „Anhaltspunkte und Grundlagen für moderne Religiosität“: für Liturgie und Liturgiewissenschaft unverzichtbar. Diese Schwerpunktsetzung war in all den Jahren seither ebenso spannend wie ertragreich und bereicherte meine Lehrveranstaltungen und Vorträge ungemein. Wer sich erst einmal auf Wege der genannten Wissenschaften begeben hat, merkt als bald: Von den bisher tradierten christentümlichen Gottes- und Glaubensvorstellungen bleibt kaum ein Stein auf dem anderen. Wohl aber werden Perspektiven zeitgemäßer Religiosität sichtbar.

Zum Schluss noch eine persönliche Anmerkung: Die Kirche hat sich von mir distanziert und mir öffentlich ihr Misstrauen erklärt (Entzug der kirchlichen Lehrbefugnis), ohne dafür auch nur annähernd seriöse Gründe geltend machen zu können. Ich bin nicht gewillt, eine solche Institution weiterhin ideell oder auch nur finanziell zu unterstützen. Ich habe sie daher verlassen und bin seither konfessionsfrei.

\*\*\*

Robert M. Kerr

## Der Islam und der Westen

### Einige Gedanken

Ein Beobachter der jüngsten Zeitgeschichte kann nur feststellen, dass das Auftreten des Islams im Westen, wie die jüngsten Geschehnisse in Frankreich deutlich zeigen, bestenfalls sehr heikel ist. Im Nachrichtengeschäft werden, oft polemisch, allerlei, zum Teil völlig gegensätzliche Meinungen aller möglichen „Experten“ verbreitet: Der Islam sei eigentlich keine Religion, sondern eher eine Gewaltideologie, bzw. Islam bedeute eigentlich Frieden und die Auswüchse seien nicht dem Glauben selber anzurechnen; der Koran sei mit Hitlers „Mein Kampf“ zu vergleichen (nebenher bemerkt, die arabische Übersetzung *كفاحي* ist ein Dauerbestseller) bzw. ein Buch der Liebe und Toleranz. Ob Wahrheit in der einen oder anderen Meinung zu finden wäre oder gar, im Sinne eines schlechten Kompromisses, irgendwo in der Mitte liege, ist eigentlich, zumindest was den Westen angeht, irrelevant.

Der Kern des problematischen Verhältnisses liegt in der spezifischen Rolle von göttlicher Offenbarung und Religion in westlichen Gesellschaften begründet. Die lange, öfters schmerzvolle Evolution zu säkularen, pluriformen Gesellschaften mit aktiven Bürgern, einer Zivilgesellschaft, die nicht religionslos oder glaubensfrei ist, aber in der die Zugehörigkeit nicht anhand von Glaubens- oder anderen politisch unerheblichen Merkmalen wie Überzeugung, Sexualität, Rasse usw. bestimmt wird, ist und bleibt eine große menschliche Errungenschaft, die immer wieder neu verteidigt und verbessert werden muss. In einer nach den Prinzipien von „Freiheit, Gleichheit, Solidarität“ lebenden Gesellschaft ist Religion dem öffentlichen Interesse deutlich unterstellt. Hinzu kommt die Feststellung, dass Menschen autonom, aus sich selber, zu moralischen Beschlüssen fähig sind; hierfür ist Offenbarung nicht nötig, und sie bestimmt auch nicht, was „gut“ und „böse“

ist. Dies hängt dann auch natürlich mit der westlichen Herausbildung eines Unterscheidungsvermögens zwischen historischer und Offenbarungswahrheit zusammen.

Also sind nicht das etwaige Wesen von Koran und Islam entscheidend, wohl aber deren Stellung in der Gesellschaft. Islam und Muslime, spezifisch in der arabischen Welt, haben nur wenig Erfahrung mit religiöser und politischer Gewaltentrennung, auch nicht mit Staatsgebilden, in denen Muslime nicht die politische Macht innehaben bzw. nicht die Mehrheit bilden – im Gegensatz etwa zum Judentum, in dem diese Unterscheidung eigentlich schon in den Zeiten der mesopotamischen Großreiche ausgebildet wurde und in dem dann später die halakhische Regel *Dina d'malkhuta dina* „das Gesetz des Landes ist das Gesetz“ formuliert wurde, also: die Landesgesetzgebung hat den Vorrang (und eigentlich auch die Präferenz) vor dem mosaischen Gesetz. Aber auch das Gesetz selbst wurde kontextualisiert; bekannt ist die Erzählung um Rabbi Eleazar ben Hyrkanos („Siehe, du sagst zur Schrift: Sei still, bis ich dich auslege!“ [Sifra, Tazria Negaim 13,2, W. 68b]), der das Gesetz als Menschenwerk ansieht, das vom Rabbiner ausgelegt wird wie das deutsche Grundgesetz vom Verfassungsgericht – im Gegensatz zum faktisch kanonischen Hadith. Aber auch im Christentum hat die Kirche, zugegeben oft widerwillig, gelernt, weltliche Macht zu akzeptieren, so z.B. beim Westfälischen Frieden. Denker wie Spinoza, Kant und Nietzsche haben ihren Stempel längst auf die Theologie gesetzt, z.B. waren Albert Schweitzer und Karl Barth große Leser des Letztgenannten. Kirche und Synagoge sind längst in und nicht über der Gesellschaft zuhause, auch wenn mancher dies immer noch nicht wahrhaben will.

Im hier Geschilderten liegt das Problem des Islams im Westen, nicht in Scheinursachen wie Kolonialismus oder Unterdrückung. Wenn der Islam als gleichberechtigter Partner in unseren Gesellschaften leben will, muss er seinen untergeordneten Platz im bürgerlichen Gesellschaftsleben akzeptieren und passende Manieren finden, das ihm Fremde zu akzeptieren. Wenn dies einem Muslim nicht annehmbar ist, bietet der Islam selber einen Ausweg im sog. Dār

al-Hedschra, „Haus des Exils“: ein Ort, zu dem jeder Gläubiger umziehen sollte, um am Kampf gegen die Ungläubigen teilnehmen zu können (vgl. R.E. Brünow, Die Charidschiten, Leiden, 1884, S. 28; C. Snouck Hurgronje, Twee populaire dwalingen verbeterd, in Verpreide geschriften deel 1, Bonn, 1923, S.304-305). Dies läge m.E. jetzt im realexistierenden Kalifat des sog. „Islamischen Staates“ (ad-daula al-islāmiyya) vor.

Das heißt: es stimmt nicht, dass die liberale Gesellschaftsordnung keinen Platz für ihre orthodox islamischen Verweigerer hat. Vielmehr gilt: Wer aus islamischer Überzeugung die pluriforme, säkulare Gesellschaftsordnung ablehnt, hat hier *aus eigener Überzeugung* nichts zu suchen. Es muss keine Rede sein von völkischer Leitkultur, nur von konsequenter Handlung – die Islamisierung westlicher Gesellschaften von innen bzw. der Versuch, sie islamgerecht umzubilden, ist eigentlich ganz und gar unislamisch, die liberalen Gesellschaften können von ihrem Wesen her nicht zum Dār al-Islam gehören.

Es ist daher unwahr, dass der Westen den Islam „nicht kann“. Aber will der Islam im Westen eine Zukunft haben, wird er lernen müssen, sich konform zu seinen Regeln zu benehmen – gewaltlos Politik betreiben, Beleidigungen hinnehmen, den Staat Israel (kritisch) sowie anders Geartete tolerieren. Der liberale Staat muss lernen, seine Verweigerer gehen zu lassen, um ihr Heil zu suchen, wo sie dies meinen finden zu können. Es besteht jedoch keine moralische Verpflichtung, solche Exilanten (*muhajirun*) zurückzunehmen – egal welchen Pass sie besitzen: Staatsbürgerschaft ist eigentlich viel mehr eine Frage der Einstellung als ein Dokument. Freiheit ist, wenn man eine Wahl hat – diese steht einem jedem offen: bleiben oder gehen. Jeder soll nach seiner Façon selig werden.

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Ein Akt der Selbstbefreiung

Zu: **Hamed Abdel-Samad, Mohamed. Eine Abrechnung**, Droemer-Verlag: München 2015, 240 Seiten

Hamed Abdel-Samad, geboren 1972 in Kairo, ist der Sohn eines ägyptischen Imams und war in jungen Jahren Mitglied der Muslimbruderschaft. In Europa wurde er zum Islamkritiker.

Vor allem stört ihn die zentrale Rolle, die im Islam – und auch früher für ihn selbst – der Gestalt des Propheten Mohamed zukommt. In seiner Einleitung schreibt er: „Viele Muslime sind noch heute Gefangene der mysteriösen Figur Mohamed, die im 7. Jahrhundert gelebt hat. Aber auch der historische Mohamed ist ein Gefangener – der übertriebenen Verehrung und des Anspruchs der Muslime an seine Unantastbarkeit. Die Omnipräsenz des Propheten in Bildung und Politik, die Überbetonung der religiösen Komponente in vielen islamischen Gesellschaften verhindert die Entstehung alternativer Identitätsquellen. Alles geht auf ihn zurück, er schwebt über allem und bestimmt den Alltag von muslimischen Bürgern, Politikern und Theologen ...“ (S.9) „Die Maßstäbe, die er gesetzt hat, haben bis heute Einfluss auf die politische Situation in mehreren islamischen Staaten und auf deren Gesetzgebung. Sie bestimmen bis heute die Beziehung zwischen muslimischen Männern und Frauen und zwischen Muslimen und Nichtmuslimen. Selbst in westlichen Gesellschaften lebende Muslime hat der Prophet fest im Griff“ (S.11).

Dabei sieht er die Gestalt Mohameds durchaus nicht eindimensional: „Seine ethischen und sozialen Ansätze aus Mekka inspirieren Millionen und spenden ihnen Trost und Heil. Aber auch seine unveröhnliche Haltung und seine Kriege aus

medinischer Zeit sind Vorbild für viele. Im übertragenen Sinn hat er Züge seiner Persönlichkeit, die man durchaus krankhaft nennen könnte, an viele Muslime weitergegeben: Allmachtsphantasien und Größenwahn, Paranoia und Verfolgungswahn, Kritikunfähigkeit und Zwangsstörungen“ (S.17).

Aus dieser Analyse folgt für den Autor: „Das Beste, was Muslimen heute passieren könnte, ist es, die Allmacht Mohameds zu überwinden. Wer sich dagegen wehrt, spielt Islamisten und Terroristen, die im Namen Mohameds töten und zerstören, gewollt oder ungewollt in die Hände“ (S.17).

Seine „Abrechnung“ mit der Gestalt Mohameds führt Abdel-Samad in acht Kapiteln durch. Er bezieht sich dabei auf den Koran, der wenig zu Mohamed bietet, auf die im 8. und 9. Jahrhundert entstandenen Biographien sowie sehr intensiv auf zahllose Hadithe, ebenfalls aus dem 8. und 9. Jahrhundert – wahrscheinlich das ganze Material, das ihm in Kindheit und Jugend über Mohamed vermittelt wurde. Er will als Forscher herangehen, und seine Analysen sind scharfsinnig. In einem Abschnitt des ersten Kapitels erörtert er auch die Frage: „Hat Mohamed je existiert?“ (S. 35-48). Zutreffend erwähnt er einige westliche Forscher seit dem Ende des 19. Jahrhundert, die die Hadithe für Fälschungen und die Biographien für historisch nicht verwendbar halten. Dann referiert er kurz eine „neue Tendenz in der Mohamed-Forschung ...“, die „die Existenz Mohameds an sich in Frage“ stelle. (S. 36). Hierbei geht er auch ein auf „die Forschungsgruppe des Inârah-Netzwerks“ (S. 36-39), er führt in seinem Literaturverzeichnis auch die beiden ersten (von bisher sieben) Inârah-Sammelbänden und die Monographie von Christoph Luxenberg zur syro-aramäischen Lesart des Koran an. Manches daran hält er für wichtig, er berichtet positiv. „Dennoch wahre ich zur These von der <Erfindung> Mohameds eine kritische Distanz“ (S. 39). Die Gründe, die er hierfür anführt, sind einigermaßen konventionell und nicht überzeugend: dann müsse es eine Art Verschwörung gegeben haben, um eine neue Religion zu erfinden; die Erzählungen seien in den mündlichen Überlieferungen „jahrhundertelang“ weitergegeben worden usf. „Doch viele Erzählungen über Mohamed

scheinen einen historischen Kern zu haben. Vor allem solche, die Mohamed nicht nur nach heutigem Verständnis, sondern auch gemessen an den Maßstäben des 7. und 8. Jahrhunderts überhaupt nicht gut erscheinen lassen.“ (S. 40), er spricht vom „Kollektivgedächtnis der (damaligen, O.) Muslime“ (S. 46).

Dennoch unterscheidet er „drei Mohameds“: „Der erste bildet den historischen Kern des Islam ... Der zweite Mohamed ist eine übergeschichtliche Gestalt, ein Mythos aus der Erfindung der nostalgischen Geschichtenerzähler ... Und der dritte Mohamed schließlich ist die Person, die in fast allen Biographien verschwiegen wird. Der Prophet aus der Sicht seiner zeitgenössischen Gegner und Kritiker“ (S. 46).

Alle diese Erkenntnisse und auch die Analysen Mohameds will Abdel-Samad aus den traditionellen islamischen Quellen erarbeiten. „Mein Ansatz als Forscher ist es, in den (vier, O.) Biographien ... sowie in der Überlieferungssammlung von al-Bukhari und Muslim nach authentischen Berichten über Mohamed zu suchen ... Parallel dazu lese ich die Suren des Koran ... nach dem Zeitpunkt der <Offenbarung> dieser Suren. Den Koran solchermaßen chronologisch zu lesen, beleuchtet interessante Aspekte im Leben und in der Gedankenwelt Mohameds – auch wenn der Name Mohamed nur viermal im Koran vorkommt“ (S. 47).

Auf der Basis dieser Quellen bietet der Autor in den folgenden Kapiteln eine radikale Kritik an Mohamed, von der Frage, ob Mohamed ein „uneheliches Kind“ war, über seine mafösen Praktiken, sein „Problem mit den Frauen“, den Koran als „Wort Gottes oder <wirres Bündel von Träumen>“, die schlimmen Aktivitäten gegenüber den Juden, über „Genie und Wahn“ des Propheten. Ein Textbeispiel für seine „Abrechnung“ mit Mohamed aus dem vierten Kapitel mag seine Kritik exemplarisch verdeutlichen; er bezieht sich hierbei auf eine Schilderung der Mohamedbiographie des Ibn Hisham: „Mohamed konsumierte Frauen wie ein durstiger Mann, der Salzwasser trinkt. Je mehr er trank, desto durstiger wurde er. Die Kriege, die er führte, eröffneten ihm und seinen Kämpfern neue Wege, um an Frauen heranzukommen ... (S. 123) Die letzten Juden hatten sich in der Fes-

tung Khaibar verschanzt ... (Nach ihrer Kapitulation, O.:). Einer seiner Soldaten bat den Propheten um die Erlaubnis, eine der Gefangenen als Sexsklavin zu nehmen. Er hatte eine schöne Frau namens Safiyya ausgesucht. Doch als ein Gefährte Mohameds dem Propheten mitteilte, dass es sich bei Safiyya um die Tochter des jüdischen Stammesführers handelte, beschloss Mohamed, Safiyya gehöre ihm. Am gleichen Tag, an dem er ihren frisch angetrauten Ehemann, ihren Bruder und weitere Verwandte köpfen ließ, vergewaltigte er Safiyya in einem Zelt ...“ (S. 124).

Im achten Kapitel schließlich („Der nackte Prophet“) zieht er noch einmal – mit Verweis auch auf Charlie Hebdo – ein deutliches Resümee: „Der Anschlag auf *Charlie Hebdo* sollte für Muslime ein Anlass sein, die Tabuisierung der Mohamed-Kritik zu beenden. Denn nichts ist heiliger als ein Menschenleben, nichts wertvoller als Freiheit und Menschenrechte. Vielleicht braucht der Islam keinen Luther, sondern einen Erasmus, einen Voltaire und viele <Charlie Hebdos>“ (S. 225). Wer das, was in der islamischen Erziehung und im islamischen Leben von Mohamed erzählt wird – und hier nicht detailliert vorgestellt werden kann -, in kritischer Analyse kennenlernen will, müsste die differenzierten Einzelheiten dieser „Abrechnung“ nachlesen.

Abdel-Samads Buch hat Diskussionen ausgelöst und auch heftige Kritik auf sich gezogen. So z.B. in einer Rezension in der FAZ vom 30.09.15, S. 10, von Rainer Hermann. Ausgerechnet er, der in keiner Weise – man lese seine zahlreichen Beiträge – die Frühgeschichte des Islam historisch-kritisch, sondern gemäß dem Traditionellen Bericht wiedergibt, kritisiert den „lässige(n) Umgang“ mit den Quellen, wobei er sich daran stößt, dass Abdel-Samad bei seinen zahlreichen Verweisen auf Hadithe nicht angibt, „auf welche Ausgaben er sich bezieht“. Als ob das bei den ohnehin legendarischen Texten eine große Rolle spielen würde. Immerhin schreibt Abdel-Samad von diesen Erzählungen, dass sie „stimmen oder nicht stimmen“ können (S. 149). Dass er „phantasievoll ausgeschmückte Prophetengeschichten für bare Münze nimmt“, so Rainer Hermann, der dies in etwas reduzierter Form auch selbst praktiziert, mag zutreffen.

Abdel-Samad hat sich mit seiner Distanzierung von der These der „Erfindung“ Mohameds, wissenschaftlich gesehen, in ein Dilemma gebracht. Er hat ja durchaus bemerkt, dass die vier frühen Biographien und die Hadithe historisch problematisch sind. Leider hat er nicht den Schritt vollzogen, dass das von ihm herangezogene Material die Anfänge des Islam in der Gestalt des Propheten Mohamed im Dunkel lässt. Sachgerecht müsste sich seine „Abrechnung“ nicht auf Mohamed selbst beziehen, sondern auf das Mohamedbild des 8. und 9. Jahrhunderts, das in den von ihm benutzten Quellen zu greifen und bis heute im Islam verbreitet ist.

Im Grunde richtet sich seine Polemik nicht gegen Mohamed, sondern gegen die Mohamedüberlieferung, in der er aufgewachsen ist und seine religiöse Sozialisation erfahren hat. Er hat diese Situation als Zwang erfahren und will sich davon befreien. Hierfür braucht er offensichtlich die Annahme, diese Tradition sei wenigstens im Kern historisch. Wenn er sich als „Forscher“ bezeichnet, dann trifft dies für die historisch-kritische Fragestellung nicht zu.

Dennoch aber hat er durch seine scharfsinnige – und inhaltlich kaum zu widerlegende – Analyse der im Islam unbefragt

umlaufenden Erzählungen von Mohamed einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, diese in ihrer inhaltlichen Fragwürdigkeit aufzuzeigen.

In dieser Hinsicht ist Abdel-Samad wirklich ein „Forscher“. Er zeigt die Schwächen und Ungereimtheiten dieser Traditionen auf, ebenso appelliert er an die Muslime, die „diesen“ Mohamed internalisiert haben, sich davon zu distanzieren, wenn durch ihn ihre Freiheit und Selbstbestimmung blockiert werden.

Ob auch andere ihm auf dem Weg der Selbstbefreiung folgen werden, weiß keiner. Aber es ist ein Versuch, der aus dem Islam selbst kommt, der die bleierne political correctness überwindet und vielleicht deswegen eher Gehör findet als jede Kritik von außen. Das Buch ist Zeugnis einer authentischen und ehrlichen Bemühung um „Freiheit und Menschenrechte“ (S. 225), ein Akt der Selbstbefreiung.

Zunächst aber scheint das Buch eher Gegenteiliges zu bewirken: Bei seiner Ansprache auf der Frankfurter Buchmesse musste Abdel-Samad eine schusssichere Weste tragen und wurde von zehn Sicherheitsbeamten geschützt.

\*\*\*

## **FBI überwacht Friedensaktivisten**

Die US-amerikanische Bundespolizei FBI hat über Jahre die von einem katholischen Priester initiierte Friedensaktivisten-Gruppe "School of the Americas Watch" (SOA Watch) überwacht. Dies geht aus behördlichen Dokumenten hervor, deren Herausgabe eine Anwältin in Washington vor Gericht erstritten hatte, wie die Zeitung "National Catholic Reporter" berichtete. Demnach unterwanderte das FBI "SOA Watch" mit Informanten. Die Initiative setzt sich seit

ihrer Gründung 1990 gegen die Ausbildung lateinamerikanischer Soldaten an der Militärschule "School of the Americas" in Fort Benning im US-Bundesstaat Georgia ein. Rekruten dieser Einrichtung waren dem Bericht zufolge bei späteren Einsätzen in ihren Heimatländern durch Brutalität und Menschenrechtsverletzungen aufgefallen.

Ein Rechtsprofessor der katholischen Loyola Law School, Bill Quigley, sagte, die FBI-Überwachung habe "einen abschreckenden Effekt" selbst für Aktivisten, die wie er seit langem in der "SOA Watch"-Gruppe tätig

gewesen seien. Der 429-seitige Bericht des FBI wurde von "SOA Watch" auf der eigenen Internetseite publiziert.

## **Nobelpreis für neue Therapien gegen Parasiteninfektionen und Malaria**

Der Medizin-Nobelpreis geht in diesem Jahr an drei Wissenschaftler für die Erforschung von Malaria, Flussblindheit und Elefantiasis. Die eine Hälfte erhält die Chinesin Youyou Tu. Die zweite Hälfte teilen sich der

gebürtige Ire William C. Campbell und der Japaner Satoshi Omura. Von Parasiten verursachte Krankheiten trafen vor allem die ärmsten Menschen der Welt, hieß es in der Mitteilung des Karolinska-Instituts. "Die diesjährigen Nobelpreisträger haben Therapien entwickelt, die die Behandlung einiger der verheerendsten Parasitenkrankheiten revolutioniert haben." Der Preis wird am 10. Dezember in Stockholm überreicht.

Die chinesische Pharmazeutin Youyou Tu ebnete den Weg zum heutigen Malaria-Standardmedikament Artemisinin. Ihrem Team gelang es, den entscheidenden Wirkstoff aus der Heilpflanze Einjähriger Beifuß (*Artemisia annua*) zu extrahieren. Aus dieser Entdeckung resultierten neue Medikamente, die die bis dahin vorherrschende Substanz Chloroquin ablösten, wogegen Malaria-Parasiten resistent geworden waren. Tu ist erst die zwölfte Frau, die mit dem **Nobelpreis für Medizin** ausgezeichnet wurde.

Noch immer gibt es laut Weltgesundheitsorganisation WHO fast 200 Millionen Malaria-Infektionen im Jahr. Fast eine halbe Million Menschen werden aktuellen Schätzungen zufolge bis Jahresende an der Tropenkrankheit sterben. Experten machen vor allem Sorge, dass sich die Geschichte wiederholt. Mittlerweile sind auch gegen Artemisinin Resistenzen aufgetreten. In fünf Staaten Südostasiens sind derartige Unempfindlichkeiten dokumentiert worden. Tropen-

mediziner fürchten ein Übergreifen nach Afrika, wo heute 80 Prozent aller Malaria-Fälle auftreten. Campbell und Omura haben das Medikament Avermectin entdeckt, aus dessen Weiterentwicklungen wirksame Mittel gegen Flussblindheit und Elefantiasis gewonnen wurden. Auch Medikamente gegen andere Parasitenkrankheiten basieren auf diesem Wirkstoff. Die Flussblindheit führt zu einer Entzündung der Augenhornhaut und damit zum Verlust der Sehkraft. Elefantiasis äußert sich in einer starken Schwellung der Extremitäten; die Opfer - mehr als 100 Millionen weltweit - leiden häufig unter Stigmatisierung.

### Frauen leiden öfter Hunger als Männer

Aus einer vor kurzem veröffentlichten Studie des Hilfswerkes "Brot für die Welt" geht hervor, dass weltweit 1,6 Milliarden Frauen an Mangelernährung, dem sogenannten „stillen Hunger“ leiden. Hauptgrund dafür: ihre Diskriminierung. Einerseits als Frauen. Andererseits als Kleinbäuerinnen. Vielerorts - wie zum Beispiel in Indien - müssen Frauen essen, was die männlichen Familienmitglieder übrig lassen. Weltweit befinden sich nur ein Fünftel der landwirtschaftlich genutzten Flächen in Frauenbesitz. Dies wirkt sich nach Ansicht von Experten nicht nur negativ auf die Selbstversorgung der Familien, sondern auch die

Nahrungsmittelproduktion insgesamt aus.

### Afrikanische Bischöfe: "Neue Form der Sklaverei"

Die Bischöfe Afrikas fordern die westliche Welt auf, ihre Kampagne zur Verbreitung einer „Kultur des Todes“ auf ihrem Kontinent zu beenden. In einer gemeinsamen Erklärung verurteilen die Bischöfe von Afrika und Madagaskar, dass diese Programme unter dem „Euphemismus ‚sexuelle und reproduktive Gesundheit und Rechte‘“ Voraussetzung für Entwicklungshilfe seien.

Die Erklärung wurde bereits im Juni 2015 bei einem Treffen der Vorsitzenden der Bischofskonferenzen von Afrika und Madagaskar in Accra (Ghana) verfasst. Sie wurde erst jetzt, kurz vor dem UNO-Gipfel in New York veröffentlicht, auf dem die „Nachhaltigen Entwicklungsziele“ beschlossen werden sollen. In dem Schreiben werden verschiedene Verträge konkret benannt, darunter das Maputo-Protokoll und die Erklärung von Addis Abeba über Bevölkerung und Entwicklung in Afrika nach 2014.

Sie seien durch das dauernde „ideologische Bombardement“ aus westlichen Ländern „tief verletzt“, das sich gegen „das Leben, die Familie, alles Heilige, die gesunde Entwicklung der Jugend, welche die Zukunft Afrikas ist, die volle Entfaltung der Frauen und den Respekt vor den alten Menschen“ richte. Der politische

und wirtschaftliche Druck habe ein Ziel: „die drastische Kontrolle und Reduktion der afrikanischen Bevölkerung, die geplante Zerstörung von Ehe und Familie“, schreiben die Bischöfe. Die Afrikaner müssten klar und deutlich Nein zu diesem Plan sagen. Papst Franziskus habe sie vor einer „Kolonialisierung durch neue Ideologien“ gewarnt. „Dies ist eine neue Form von Sklaverei! Wir wollen, dass die Würde unserer Menschen respektiert wird“, heißt es in der Erklärung wörtlich.

### „Eine verrückte Welt“

Der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki hält Top-Leuten aus Wirtschaft, Politik und auch der Kirche egoistische Habsucht vor. Im Kölner *domradio* kritisierte er «Banker und Unternehmer, die ein heimliches Konto in der Schweiz haben, Manager und Promis, die Steuern hinterziehen, ja selbst Kardinäle und Bischöfe, die im Luxus baden ...». Es sei traurig, dass bei ihnen die Botschaft vom Teilen nicht ankomme.

Der Erzbischof bekundete Unverständnis über die ungerechte Verteilung der Güter: «Auf der einen Seite die Millionen von Habenichtsen, die Tag für Tag um ihr Leben kämpfen und auf der anderen Seite Tonnen von Lebensmitteln, die vergammeln, weil wir Wohlstandsmenschen gerade viel zu viel davon haben.» Noch schlimmer sei es, mit Lebensmitteln zu spekulieren.

«Eine verrückte Welt», so der Kardinal. Mut mache ihm, dass selbst Eltern, «die sonst wenig mit der Kirche am Hut haben», ihren Kindern die Botschaft des Heiligen Martin vom Teilen mit auf den Lebensweg geben.

### Papst erleichtert Ehe-Annullierungen

Der Papst will Ehe-Annullierungen vereinfachen. Für eine entsprechende Reform des Kirchenrechts hat er jetzt zwei Erlasse angeordnet. Die beiden *Motu proprio* tragen die Titel „Mitis Judex Dominus Jesus“ (Der milde Richter, der Herr Jesus) und „Mitis et misericors Jesus“ (Der milde und barmherzige Jesus).

Katholische Ehenichtigkeitsverfahren sollen zukünftig einfacher und die Teilnahme wiederverheirateter Paare am kirchlichen Leben erleichtert werden - ohne dass es zu einem von konservativen Kirchenvertretern befürchteten Bruch mit der Ehelehre kommt. Nach dieser ist eine Ehe unauflöslich und kann auch nicht geschieden werden. An dem Prinzip soll auch jetzt nicht gerüttelt werden. In diesen Fällen kann die Ehe annulliert werden.

Die katholische Kirche kennt keine Scheidung im zivilrechtlichen Sinn. Die Annullierung einer Ehe ermöglicht es Katholiken, erneut auch kirchlich zu heiraten, da dann nach dem kirchlichen Verständnis die zu den Sakramenten zählende (erste) Ehe nicht bestanden hat.

Bei der Annullierung wird die Ehe nicht geschieden, sondern für nichtig erklärt, wofür es spezielle Gründe braucht. Das können formale Gründe sein wie das Fehlen von Trauzeugen, aber auch sogenannte Willens- oder Erkenntnismängel, zum Beispiel wenn einer der Beteiligten grundsätzlich keine Kinder bekommen will.

Bislang mussten zwei kirchenrechtliche Instanzen zustimmen, um eine Ehe für ungültig erklären zu lassen. Zentrales Element ist nun, dass Ehen bereits in erster Instanz von einem kirchlichen Gericht oder auch einem Bischof annulliert werden können, eine zweitinstanzliche Entscheidung also nicht mehr zwingend erforderlich ist.

### Kirchliches Arbeitsrecht – Rückzieher

Mit einigen Monaten Verzögerung tritt auch in den bayerischen Bistümern Eichstätt, Passau und Regensburg das neue kirchliche Arbeitsrecht in Kraft. Wie die Pressestellen der drei Diözesen zeitgleich mitteilten, soll dies zum 1. Januar 2016 erfolgen. Die deutschen Bischöfe hatten am 27. April nach jahrelangen Diskussionen per Mehrheitsbeschluss eine Novelle der Grundordnung des kirchlichen Dienstes verabschiedet und ihre Umsetzung zum 1. August vereinbart. Betroffen sind bundesweit mehr als 700.000 Arbeitsverhältnisse. Wenn Beschäftigte von Kirche und

Caritas nach einer Scheidung erneut zivil heiraten oder wenn sie eine gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaft eintragen lassen, sollen das nach der neuen Ordnung nur noch in Ausnahmefällen Kündigungsgründe sein. Darüber hinaus wird festgelegt, dass Gewerkschaften am Zustandekommen kirchlicher Arbeitsvertragsbedingungen zu beteiligen sind. Das entspricht einer Forderung des Bundesarbeitsgerichts.

Die Bischöfe von Passau, Eichstätt und Regensburg hatten gegen die Neuordnung gestimmt und sie zunächst, anders als in den übrigen 24 deutschen Diözesen, auch nicht umgesetzt. Stattdessen kündigten sie an, wegen rechtlicher und praktischer Bedenken Modifikationen zu prüfen.

Den Mitteilungen zufolge haben die Bischöfe auch weiterhin Vorbehalte gegen Teile der Neufassung. Das Anliegen eines einheitlichen kirchlichen Arbeitsrechts in Deutschland sei aber noch höher zu bewerten. Zugleich wollten sie alle Möglichkeiten für einen weiteren grundlegenden Reformprozess zusammen mit der Bischofskonferenz ausloten. Nach ihren Vorstellungen soll sich das kirchliche Arbeitsrecht künftig stärker an einzelnen Institutionen als an Personen orientieren.

„Wir fühlen uns der Einheit verpflichtet“, erläuterte der Passauer Bischof Stefan Oster auf der Internetseite seines Bistums die Entscheidung. Diese Sorge überwiege inzwischen «unsere grundsätzlichen Bedenken», die jedoch von

Rechtsexperten und Personalabteilungen bestätigt worden seien. Es würde aber zu «paradoxen Situationen» führen, wenn für Mitarbeiter eines kirchlichen Trägers, der in unterschiedlichen Bistümern mit seinen Einrichtungen tätig sei, auch unterschiedliches Recht gelten würde.

Im Falle Bayerns waren gleich für mehrere große Institutionen Rechtsunklarheiten zu befürchten, etwa bei der Stadtkirche Nürnberg, einer Gemeinschaftseinrichtung der Bistümer Bamberg und Eichstätt, oder bei der Katholischen Universität in Eichstätt und Ingolstadt, die von allen sieben bayerischen Diözesen getragen wird. Auch der Orden der Barmherzigen Brüder mit seinen Gesundheits- und Sozialeinrichtungen in mehreren Bistümern wäre betroffen gewesen.

### **Kardinal-König-Preis 2015 an Helmut Krätzel**

Mit dem Kardinal-König-Preis 2015 ist am 19. November der emeritierte Wiener Weihbischof Helmut Krätzl ausgezeichnet worden. 50 Jahre nach Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) würdigte die Jury den 84-Jährigen als "unermüdlichen Zeugen des Konzils und leidenschaftlichen Verfechter einer Kirche, die sich um die konsequente Umsetzung der epochalen Weichenstellungen des Konzils in den Alltag bemüht".

### **Krachende Niederlage für den Trierer Bischof Stephan Ackermann und seinen Generalvikar**

Der **Trierer Bischof Stephan Ackermann** und sein **Generalvikar Georg Bätzing** haben vor dem kirchlichen Arbeitsgerichtshof im sog. Maulkorb-Streit eine krachende Niederlage gegen die Gesamtmitarbeitervertretung (GMAV) des Bistums erlitten. Diese hatte im vergangenen Jahr in einer Pressemitteilung die Sparpolitik des Bistums kritisiert – anderes ist von einer Mitarbeitervertretung, die diesen Namen verdient, eigentlich auch nicht zu erwarten. Doch die Bistumsspitze sah darin einen Verstoß gegen das Loyalitätsgebot und wollte der GMAV Pressemitteilungen überhaupt verbieten lassen. Sie zog vor das kirchliche Arbeitsgericht in Mainz, wo sie eine Schlappe erlitt. Sie legte Revision bei der zweiten Instanz, dem kirchlichen Arbeitsgerichtshof in Bonn, ein. Bei der Verhandlung vor vier Monaten erteilte der Vorsitzende Richter, Prof. Reinhard Richardi, den Rat, die Revision zurückzuziehen. Der Bischof und sein Generalvikar beharrten aber auf einer Gerichtsentscheidung. Diese ist nun am 20. November 2015 ergangen, und zwar auf ganzer Linie gegen das Bistum. Das oberste kirchliche Arbeitsgericht hat entschieden, dass sich die Mitarbeitervertretung kritisch über die Sparpolitik des Bistums äußern durfte. Sachliche Kritik, die keine Un-

wahrheiten oder Diffamierungen enthalte, verstoße nicht gegen die gebotene vertrauensvolle Zusammenarbeit. Auch gegen die Form der Veröffentlichung im Internet sei nichts einzuwenden, die GMAV habe das Recht, die Öffentlichkeit zu informieren. Die Mitarbei-

tervertretung des Bistums, die rund 2 700 Mitarbeiter in den Einrichtungen des Bistums Trier vertritt, fühlt sich, laut ihrer Vorsitzenden Gemeindereferentin Lydia Schmitt, vom Gericht in ihrer Arbeit bestätigt und ermutigt. Bistumssprecher André Uzulis versucht der

Niederlage vor Gericht noch etwas Positives abzugewinnen: „Jetzt liegt eine Klarstellung durch das Gericht vor, das war unser Anliegen“. Was diese „Klarstellung“ an Kirchensteuer gekostet hat, für Gerichts- und Anwaltskosten, wurde nicht mitgeteilt.

## Ein Nachruf

*Anmerkung der Redaktion: Unsere Zeitschrift hat schon immer für die Bedeutung des Ehrenamtes in Kirche und Gesellschaft geworben und die Ansicht vertreten, dass denen, die im Verborgenen Gutes tun, über den Tod hinaus ein ehrendes Andenken bewahrt werden muss. Alle verdienen nach unserer Auffassung einen Nachruf, wie ihn unser Redaktionsmitglied Horst Hohmann auf seinen im Februar 2015 verstorbenen Freund Erhard Roth geschrieben hat – eine unbekannte evangelische „Seele von Mensch“ aus dem ebenso unbekanntem kleinen ostthessischen Dorf Kerzell. Schön, wenn man bei so einem Nachruf auch noch schmunzeln kann!*

Lieber Erhard! Du kannst Dir bestimmt denken, wie liebend gerne wir alle eine "Nachspielzeit" für Dich herausgeholt hätten! Doch wenn Dich der liebe Gott und der Petrus mal auf ihrer Liste haben, scheint selbst das Beten nicht mehr zu helfen.

Mit einem sehr traurigen Herzen fügen wir uns natürlich dem Göttlichen Ratschluss und nehmen gleichzeitig mit großer Rührung zur Kenntnis, dass sich die himmlischen Heerscharen spontan von ihren Wolken erhoben haben sollen und "Erhard-Sprechchöre" anstimmten, als einer der Türsteher laut fragte "Sollen wir ihn hereinlassen?" Ja, selbst bis hier nach Brasilien, über den großen Teich herüber, hatte es sich ja längst herumgesprochen, dass man uns Kerzeller aus dem Jenseits schwer beneidete, weil wir so einen wie

Dich in unseren Reihen hatten!

In einem langen Telefongespräch, das wir beide vor ein paar Monaten miteinander führten, hast Du mir erzählt, wie weh es Dir damals in Deiner Kinderseele getan hat, dass Du als "Evangelischer" auf Anordnung unseres katholischen Pfarrers mit uns Ministranten nicht Fußball spielen durftest!

Gut, dass Du Dich deswegen nie in den Schmollwinkel zurückgezogen hast! Ausgrenzen und ausgrenzen lassen, so hattest Du Dir insgeheim geschworen - auf solche zänkischen Spiele wolltest Du Dich zeit Deines Lebens nie mehr einlassen!

Aus weiter Ferne möchte ich mich heute (während viele Deiner Freunde im Augenblick noch beim "Tröster" zusammensitzen) für Deine ansteckende Heiterkeit bedanken und für die ganzen Zwiebeln, die Du tonnenweise für die Klöpse zum Hoffest des Weihnachtsbaum-Teams geschält hast, weil ja etwas auf den Tisch und fürs Straßenkinderprojekt von Pater Hans in Kenia in die Kassen kommen musste!

Schade, lieber Erhard, dass aus unserer Exkursion in den amazonensischen Regenwald im Nordwesten Brasiliens nie etwas geworden ist, wo wir – mit viel Glück – den wunderschönen Gesang des Uirapurú hätten hören können. Der kleine, rostbraune Virtuose legt bekanntlich keinen Wert darauf, „gesehen“ zu werden. Es genügt ihm, im Verborgenen seine Stimme zu erheben und seine Zuhörer zu erfreuen.

Alter Freund, obwohl du als Tuba-Bläser des Musikvereins „Lyra Kerzell“ immer kräftige, unüberhörbare Bass-Töne hervorbrachtest, hattest du etwas von der schüchternen Größe des kleinen Uirapurú: Ohne viel Aufhebens hast Du immer dafür gesorgt, dass niemand aus unserer Truppe

"von den Rippen fiel" ! Du hast oft im Stillen Gutes getan, was uns Menschen ja am meisten adelt.

Evangelisch oder katholisch - Du hast auf Deine Weise dazu beigetragen, dass niemand mehr diese im Grunde doch recht abwegige Frage stellte. Ab sofort, da bin ich sicher, haben wir oben im Himmel einen neuen, mächtigen Fürsprecher ("Herr, sie haben keinen Wein mehr!").

In den "ewigen Ruhestand" hinüber grüße ich Dich ganz herzlich, Dein Horst Hohmann! Margarete und Sofia grüßen mit!

PS. Als eingeschworener Bayern-Fan bist Du mir bestimmt nicht böse, wenn ich mir heute Abend zusammen mit dem Fred Schabuslski (er in Deutschland, ich hier in Brasilien!) das Spiel Schalke gegen Real Madrid anschau und diesmal (in Umkehrung der Schmach vom Vorspiel!) auf einen 6:1-Sieg der Schalker hoffe!

\*\*\*

Theo Mechtenberg

## Rezension zu: Amos Os, Judas.

Übersetzung aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler, Suhrkamp 2015, S. 332.

Zahlreich sind die Schriftsteller, die sich von der faszinierenden Gestalt des Judas angezogen fühlen. Von Friedrich Gottlieb Klopstocks „Messias“ über den expressionistischen Dichter Georg Heym und den Dramatiker Carl Sternheim bis zu „Der Fall des Judas“ von Walter Jens – um nur einige deutschsprachige Autoren zu nennen – reichen die literarischen Versuche, dem „Verrat“ des Judas eine andere Deutung zu geben als die vorgegebene rein negative Sichtweise der Evangelisten. Mit seinem Roman „Judas“ setzt der israelische Autor Amor Oz diese literarische Tradition fort.

Im hebräischen Original lautet der Titel des Romans „Das Judasevangelium“ – eine Anspielung auf den 1976 in Fragmenten entdeckten koptischen Text gleichen Namens. Er beinhaltet die Auffassung jener frühchristlichen gnostischen Sekte, die in Judas den Jünger sah, der die tiefste Glaubenserkenntnis besaß und den Jesus dazu ausersehen hatte, ihn zu überliefern, um mit seinem Sterben am Kreuz das göttliche Heilswerk zu vollbringen – eine Sichtweise, die auch im Roman ihren Niederschlag findet.

Amos Oz bestand allerdings darauf, dass sein Roman in den Übersetzungen unter dem ebenso lapidaren wie provokanten Titel „Judas“ zu erscheinen habe. Damit steht, vom Autor offenbar gewollt, der Roman unter dem Zeichen einer Auseinandersetzung mit dem durch das Stereotyp des geldgierigen, hinterhältigen und Unheil stiftenden Juden bedingten Antisemitismus, für den Judas das Synonym sowie Quelle und Rechtfertigung bildet.

Ort der Handlung ist eine Villa in einer einsamen Gasse am Rande von Jerusalem. Bewohnt ist sie in diesem Winter des Jahres 1959 von drei Personen: von der Eigentümerin Atalja Abrabanel, die, frisch vermählt, ihren Mann vor Jahren im Krieg auf grausame Weise verloren hat, von ihrem Schwiegervater Gershom Wald, redegewandt und behindert, sowie von Schmuël Asch, einem jungen Sozialrevolutionär, der sich aus Kummer um seine gescheiterte Liebe und nach Abbruch seines Theologiestudiums auf eine Annonce hin als Gesprächspartner für Wald beworben hatte. Unterschiedlich nach Alter und Lebenserfahrung überwinden sie ihre wechselseitige Fremdheit und finden mehr und mehr zueinander.

Der Roman gibt einen Einblick in die innerjüdische Diskussion um die Rolle Ben Gurions und die Gründung eines jüdischen Nationalstaates. Während Gershom Wald in Ben Gurion einen bedeutenden Realisten sieht, der im Konflikt mit Engländern und Arabern die Gunst der Stunde genutzt habe, findet Schmuël Asch es durchaus verständlich, dass für die Araber „Israel ein Fremdkörper in dieser Region ist.“ (114) Es ist vor allem Schmuël, der in dieser Kontroverse das Wort führt und der Wald davon zu überzeugen versucht, dass

Israels militärische Macht das Problem nicht lösen, sondern „nur für einige Zeit die Katastrophe aufhalten“ kann. (119) Und dies schon allein deswegen, weil selbst die stärkste Macht begrenzt sei, kann sie doch „einen Feind nicht in einen Freund verwandeln.“ Genau hier würden Israels „existentielle Probleme“ liegen: „einen Feind zum Liebenden zu machen, einen Fanatiker zu einem Gemäßigten, einen Rachsüchtigen zu einem Freund.“ (118) Ohne Frieden „werden uns die Araber eines Tages besiegen.“ (115f)

Doch der eigentliche Erzählstrang betrifft nicht diesen innerjüdischen Disput, sondern Schmuels Auseinandersetzung mit dem Nazarener, mit dem jüdisch-christlichen Verhältnis und – dies vor allem – mit der Gestalt des Judas.

Schmuel hatte eine verheißungsvolle Forschungsarbeit über „Jesus in den Augen der Juden“ begonnen. Auch nach Abbruch seines Studiums lässt ihn diese Problematik nicht los – eine Geschichte, die „noch immer nicht zu Ende war und so bald auch nicht zu Ende sein würde“, für die es „kein Ende“ gab. (310) Die reichlich freie Zeit, die ihm dieses Haus bietet, nutzt er, um sich mit den Rabbinern des Mittelalters und ihrer unterschiedlichen Einstellung zu Jesus zu befassen. Er erinnert an die „öffentlichen Diskussionen, zu denen Juden im Mittelalter gezwungen wurden“ und die sie oft „mit ihrem Blut bezahlen“ mussten, ganz gleich ob sie aus diesem Streit als Sieger oder als Verlierer hervorgingen. (127) Damit spielt er auf die Verfolgungen an, die Juden in ihrer Geschichte durch Christen zu erdulden hatten. Sie wäre – so Schmuel – anders verlaufen, hätten die Juden Jesus akzeptiert: „Die Kirche wäre nicht entstanden. Und vielleicht hätte ganz Europa eine nachgiebige und geläuterte Version des Judentums übernommen. So wären uns die Diaspora, die Verfolgungen, die Pogrome, die Inquisition, die Ritualmordbeschuldigungen, die Judenfeindlichkeit und auch die Schoah erspart geblieben.“ (126)

Mit der Zeit verlagert sich Schmuels Interesse von Jesus auf den Jünger, der ihn verraten hat. Die Aussagen der Evangelien über Judas hält er für widersprüchlich, unglaubwürdig und tendenziös. Ihnen stellt er sein eigenes Judasbild entgegen:

Der aus Ischariot stammende Jünger sei wohlhabend gewesen und hätte für die lächerliche Summe von 30 Silberlingen, den Preis für einen Sklaven, wohl kaum diesen Verrat begangen. Judas sei vielmehr von der „Jerusalemer Priesterschaft“ ausersehen worden, sich Jesus anzuschließen, um ihr über das Wirken und die Wunder dieses Wanderpredigers Auskunft zu geben. Doch entgegen der Absicht seiner Auftraggeber habe sich Judas zu einem „begeisterten Anhänger“ Jesu gewandelt, der sich „seiner Botschaft völlig hingab“ und „zum besten und ergebensten Schüler des Nazareners“ wurde. (166)

Aber warum wurde dann Judas zum Verräter? Die Antwort findet Schmuel in dem 1921 von „Nathan Agmon, besser bekannt unter dem Namen Nathan Bistrizky“, veröffentlichten dramatischen Gedicht „Jesus von Nazareth“. Danach habe Jesus selbst Judas dazu bewogen, ihn zu verraten, damit er nach dem Willen des Vaters am Kreuz sterbe. Judas habe diesen „furchtbaren Auftrag“ nach anfänglich heftiger Weigerung auf sich genommen und sich damit nicht als Verräter, sondern als „ein treuer Jünger“ erwiesen. (275f)

Eine den Roman sprengende Ich-Erzählung beschließt diese Deutung. Einsam und allein sitzt Judas in einem leeren Gasthaus und durchlebt noch einmal die Kreuzigung, die er selbst bewirkt hatte und deren Zeuge er war. Vergebens hatte er gehofft, Jesus würde vom Kreuz herabsteigen, um sich auf diese Weise als Messias und Sohn des himmlischen Vaters zu offenbaren. Um dieses Wunders willen hatte er den Hohepriester und die Römer gegen deren Widerstreben überredet, Jesus dem Tode zu überliefern. „Ich glaubte, der Tod könne ihm nichts anhaben. Ich war überzeugt, dass sich heute in Jerusalem das größte Wunder von allen ereignen würde. Das letzte Wunder, nach dem es auf der Welt keinen Tod mehr geben würde. Das Wunder, nach dem kein einziges Wunder mehr nötig wäre. Das Wunder, das das himmlische Königreich bringen würde, sodass es auf der Welt nur noch Liebe gäbe.“ (295)

Aus Schmuels Sicht ist Judas somit kein Verräter, sondern der Jünger, welcher mehr und tiefer als alle anderen an Jesus geglaubt hat und der nach dem Tod seines

Meisters nicht mehr weiter leben wollte. Ja, er sei geradezu der „erste und letzte Christ, der einzige, der Jesus keine Minute verließ und ihn nicht verleugnete, der einzige Christ, der an die Göttlichkeit Jesu bis zur letzten Sekunde am Kreuz glaubte.“ Und ausgerechnet er gelte als „Verkörperung des Verrats und als Verkörperung des Judentums und als Verkörperung der Beziehung zwischen Judentum und dem Verrat.“ (209)

Durch den Mund seines Protagonisten Schmucl rückt der Autor zudem den Verrat als solchen ins Zentrum der Betrachtung. Was bei einem äußerlich als Verrat erscheine, sei zuweilen das Produkt einer tiefen inneren Wandlung. Mit ihr gerate derjenige dann in Gegensatz zu denen, die diese Wandlung nicht vollziehen, an ihren lieb gewonnenen Gewohnheiten festhalten und sich durch den „Verräter“ provoziert fühlen. Und der ziehe damit den Hass auf sich. Zur Begründung dieser These führt Schmucl im Gespräch mit Wald Beispiele aus der Geschichte an, angefangen vom Propheten Jeremia über Abraham Lincoln, den Befreier der Sklaven, bis zu den „deutschen Offizieren, die versuchten, Hitler zu töten“ und die „wegen Hochverrats hingerichtet“ wurden. (272).

Auch über der von einer eigentümlichen Melancholie bestimmten Atmosphäre des Hauses liegt der Schatten eines solchen „Verrats“. Es gibt dort ein stets verschlossenes Zimmer, das Schmucls Neugierde weckt und dessen Geheimnis sich ihm nach und nach erschließt. Es war von Ataljas verstorbenem Vater Schealtiel Abrabanel bewohnt. Diese fiktive Romangestalt hatte in der zionistischen Bewegung hohe Ämter bekleidet. Abrabanel stand in freundschaftlicher Verbindung zu Arabern. Er hatte sich die Überwindung der Feindschaft zwischen Arabern und Juden zum Ziel gesetzt und strebte ein Gemeinwesen an, in dem Palästinenser und Juden friedlich vereint ihre Heimat finden würden. Mit dieser politischen Vision geriet er in Konflikt mit Ben Gurion. Am Ende sah er sich genötigt, von seinen Ämtern zurückzutreten. Als Verräter stigmatisiert verlebte er einflusslos und einsam in seinem Zimmer seine letzten Lebensjahre.

Nach vier Monaten verlässt Schmucl das Haus und macht sich auf den Weg in die Wüste, wo eine neue Stadt entstehen soll. Der Roman schließt mit dem Satz: „Er stand da und überlegte.“ (332) Ähnlich nachdenklich mag sich der Leser nach der Lektüre dieses Romans fühlen.

\*\*\*



Benno Rech

## **Engel – Himmlische Boten in alten Handschriften**

Hg. Von Maria Theisen. Beiträge von Maria Diemling, Sara Kuen, Irina von Morzé, Maria Theisen. Verlag Lambert Schneider 2014. 208 S.

Ein stattliches, ein prächtiges  
Buch zum Lesen und zum Schau-  
en.

---

Dieses reichbebilderte Buch stellt die Geschichte der Engel im Judentum, dem Christentum und dem Islam in Bild und Wort dar.

Für Juden ist das von uns so genannte Alte Testament, für Christen zusätzlich das

Neue Testament, für die Muslime der Koran erste Quelle für die Frage nach Engeln. Allerdings gab es darüber hinaus mit der Zeit fromme Erweiterungen: „die individuellen Persönlichkeiten und Eigenschaften bestimmter Engel wurden stärker herausgearbeitet, und deren spezifischer Einflussbereich wurde klarer definiert sowie die Vorstellung von persönlichen Schutzengeln vertieft“ (S. 23).

Dieses Engel-Buch enthält prächtige Bilder in leuchtenden Farben. Sie sind insbesondere aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit aus dem Morgen- und Abendland zusammengetragen. Diese Bilder überzeugen, weil sie aus einer Zeit sind, in der Himmel und Hölle noch eine Glaubenswirklichkeit waren, reich bevölkert mit Gott, Engeln, auch Heiligen, mit Teufeln und Dämonen. Uns nüchternen Menschen des 21. Jahrhunderts wird bei ihrer Betrachtung der Blick geweitet. Dabei sind die Legenden zu den Bildern eingehend und instruktiv. Sie überzeugen den Fachkundigen und leiten den unbefangenen Bewunderer zum vertieften Verstehen. Wir erfahren wieder, welche wunderbaren Ausdrucksmittel Allegorien und Symbole sind.

Dieses Buch setzt nicht auf religiöse Erbauung, und doch erschließt es seinen Lesern eine Vorstellung von einer jenseitig frommen, phantastischen Welt. Die Engellehre ist sinnliche Spekulation, und das Erzählen davon gemahnt an den Mythos und das Märchen (vgl. S. 93 ff).

Die Information über Engel und Teufel geschieht hier also nicht in theologischen Reflexionen anhand von Dogmen. Es ist eine überwiegend fabulierende Tradition, die mit Vorstellungskraft unter betonter Einbeziehung des Volksglaubens entfaltet wurde. Es wird stärker imaginiert als erklärt. Darum liest man dieses Buch so neugierig.

Mancher Leser erfährt - obwohl von der Mehrzahl unserer Zeitgenossen Himmel und Erde kaum noch analog verstanden werden - dass Engelmythen selbst im heutigen Weltverständnis immer noch von einer anziehenden geheimnisvollen jenseitigen Wirklichkeit zeugen. Viele fromme Christen, Muslime und Juden trauen auf Schutzengel und hoffen auf deren Führung. Im Werk von Dichtern wie z.B.

Georg Trakl, Rainer Maria Rilke, Sarah Kirsch, Christoph Wilhelm Aigner spielen sie eine Rolle von großer Tragweite.

Maria Theisen weitet gleich zu Anfang den Blick: „Die Vorstellung von Himmelswesen, die Botschaften zu den Menschen bringen und den höchsten Göttern im Himmel dienen, ist und war nahezu allen Religionen dieser Welt bekannt“ (S. 13).

## Engel im Judentum

Der Engelglaube wird für die drei monotheistischen Religionen in seiner Entwicklung durch die Geschichte verfolgt. Für die Juden im Mittelalter wird z.B. der Einfluss der Philosophie wie der Mystik auf das Engelbild dargelegt. Frühe Schriften verwenden Ausdrucksweisen, die „den Anschein erweckten, dass die Engel sich bewegende, körperliche Wesen von menschlicher Gestalt seien, welche Befehle von Gott erhalten und diese ausführen würden.“ (Maria Diemling S.30). Es gab auch kritische Stimmen: Der große jüdische Philosoph und Arzt Moses Maimonides (\*1135/38 – 1204) hat schon früh die naive Form des Engelglaubens entzaubert: Es falle dem Menschen schwer, „ohne vorausgegangen langes Studium das völlig Immaterielle, von allem Körperlichen Entblößte zu erfassen ...“. Grundsätzlich war für Maimonides jeder, der außer zu Gott etwa zu Engeln gebetet hätte, ein Ketzer (vgl. S. 33).

## Engel im Christentum

Die vier Evangelisten berufen sich auf Engel, um den Anbruch der messianischen Zeit anzukündigen (Verkündigungserzählung und Geburtsgeschichte). Jesu Kampf mit den Mächten der Unterwelt, seine Dämonenaustreibungen, bezeugen nach dem Neuen Testament seine göttliche Macht.

Es ist ein überraschendes Buch, das auch von weiblichen Engeln, Kinderengeln, Putten handelt, die weniger in der Textüberlieferung vorkommen, aber häufiger bei den Malern (Giotto, Donatello) auftauchen (vgl. S.131 ff). Die Bilder kämpferischer Engel in prächtigen Rüstungen, wie etwa die Darstellung Michaels, wecken Vorbehalte bei friedfertigen Christen.

Maria Theisen urteilt im Blick auf die kirchliche Lehrtradition: „... die jahrhundertelangen Versuche, den Überhandnehmenden Engelskult einzudämmen, (waren) an der Beharrlichkeit des Volksglaubens, der mittlerweile längst seine heidnischen Wurzeln vergessen hatte, endgültig gescheitert.“ (S.114)

## Engel im Islam

Das Wort Engel kommt einundachtzigmal im Koran vor. Also gehört „der Glaube an Engel zum unverzichtbaren Glaubensinhalt“ (S. 138)

Zunächst staunt der Leser über die großen Übereinstimmungen mit unserem jüdisch-christlichen Himmel und seiner Engelschar. Der Schutzengel etwa spielt im Islam weitgehend dieselbe Rolle wie bei uns. Der Himmel des Islam übertrifft an Vielfalt der Ämter und prächtigen Gestalten sogar Dantes Himmel.

Bilder sind im Islam bekanntlich ein heikles Kapitel. Dennoch kann dieses Buch 40 Illustrationen in sehr unterschiedlichen Darstellungsweisen präsentieren. Die Künstler sind teils ungeschulte Gelegenheitsmaler, teils aber auch hochartifizell arbeitende Meister. Darum liest man die sowohl in theologischer wie kunsthistorischer Hinsicht aufschlussreichen Bildlegenden von Sara Kuehn mit großem Gewinn.

Unser Buch versammelt 158 Abbildungen aus der reichhaltigen Sammlung der Österreichischen Nationalbibliothek. Es begleitet deren Ausstellung „Engel – Himmlische Boten in alten Handschriften“.

Zur raschen Orientierung gibt es ein Glossar, ein Verzeichnis der erwähnten Handschriften und Drucke, selbstverständlich auch ein Literaturverzeichnis.

Es ist eines der schönsten Bücher in unserem Bücherschrank.

\*\*\*

Johannes Schmitt

## „Verdrängen, Aussitzen, Schönreden ...“

Katholische Kirche und ihre NS-Vergangenheit im Bistum Regensburg

Zu: Robert Werner, Braune Flecken auf dem Priesterrock. Studien zur Verleugnung und Verdrängung der NS-Vergangenheit der Regensburger Theologen Josef Engert, Rudolf Graber und Theobald Schrems, Regensburg (Verlag Walhallanet Peter Sturm) 2015, 157 S., ISBN 978-3-9814689-6-0.

---

Auch heute noch, 70 Jahre nach dem Ende des II. Weltkrieges, fällt es der offiziellen katholischen Kirche, voran den Bischöfen, sehr schwer, eine „Mitschuld“ von Amtsträgern an den NS-Verbrechen, zumal an der Judenverfolgung und -vernichtung, anzuerkennen. Nach 1945 konnte sie sogar lange Jahre in der politischen Öffentlichkeit der Bundesrepublik den Eindruck erwecken und vermitteln, dass sie nach Hitlers Machtergreifung trotz des Konkordates wegen ihrer Ablehnung der NS-Ideologie unter dem so genannten „Kirchenkampf“ extrem zu leiden hatte und verfolgt worden sei. Allerdings – und auch dies wird bis heute weitgehend immer noch verdrängt – gab es, von der zeitgeschichtlichen Forschung „Brückenbauer“ genannt, einzelne katholische Theologen, auch Bischöfe, die sich zwischen 1933-1935, von der „Machtergreifung“ bis zum Beginn des „Kirchenkampfes“, den Nationalsozialisten an der Macht gewissermaßen „andienten“. Sie sahen NS-Ideologie und katholische Theologie als durchaus miteinander vereinbar und kompatibel an und visierten deshalb eine Kooperation an. Eine gemeinsame ideologische Schnittmenge dafür ließ sich im An-

tisemitismus und katholischen Antijudaismus finden, eine Plattform, die gemeinsames Handeln ermöglichte.

Pointiert drückt diese Intention das Titelblatt des zu besprechenden Bändchens *Robert Werner, Braune Flecken auf dem Priesterrock* aus: Die Bildmontage zeigt rechtsseitig, das Bild dominierend, Adolf Hitler in einer die Arme verschränkenden Pose. Im Hintergrund ist in einer Arkade der Chor der „Regensburger Domspatzen“ aufgestellt. Im Vordergrund nähern sich Hitler von links die „Protagonisten“, die drei Regensburger Theologen: Professor Josef Engert, Bischof Rudolf Graber und Domkapellmeister Theobald Schrems, der Leiter der „Domspatzen“. Damit ist mit der Bildmontage zugleich die Intention von Robert Werner angedeutet, die der Herausgeber von *Regensburg-digital*, Stefan Aigner, im Vorwort betont (S. 10): Alle Drei standen dem „NS-Regime nicht kritisch“, sondern „weitgehend befürwortend“ gegenüber: „Bischof Rudolf Graber in seiner antisemitischen Reichstheologie, Domkapellmeister Theodor Schrems, der in seinem Karrierestreben den Domchor zu einem Propagandainstrument Hitlers machte, und Josef Engert in seiner antidemokratischen Haltung und Judenfeindlichkeit“.

## Josef Engert: antidemokratischer Monarchist – NS-Propagandist – angeblicher Nazi-Gegner

Geboren 1882, wird der hochbegabte Schüler und Student 1904 zum Priester geweiht und promoviert in Theologie und Philosophie, wird 1913 Theologieprofessor in Dillingen an der Donau, nimmt als Feldgeistlicher am I. Weltkrieg teil und ist von 1923 bis zur Emeritierung (1948) Professor an der Philosophisch-theologischen Hochschule Regensburg, mehrere Jahre deren Rektor.

Diese Lebens- und Berufsdaten verdecken indes, das Josef Engert sich opportunistisch-geschmeidig dem jeweiligen Zeitgeist anpasste: Schon vor, dann während des I. Weltkrieges – er lässt sich wie viele Zeitgenossen begeistert mitreißen – äußerte er sich propagandistisch als überzeugter antidemokratischer Monarchist, der der „Bedrohung des Abendlandes“ durch „<ost-

asiatische Rassen<“ ein „christliches Sendungsbewußtsein“ entgegensetzen möchte (S. 15). Damit huldigte er einer gewissen „mit Deutschtümelei aufgeladenen Kreuzzugrhetorik“, die in einer „deutsch-völkischen Theologie“ verwurzelt scheint (S. 19).

Der „deutsch-völkische“ Theologe Josef Engert lehnte deshalb auch den 1918 in Deutschland und Bayern erfolgten Sturz der Monarchie durch die Novemberrevolution ab und sah infolgedessen in dem liberalen Zeitgeist der Weimarer Republik und des Freistaates Bayern den „Erbfeind christlichen Denkens“ (S. 19).

Allerdings öffnete er sich damals noch nicht dem mit dem Anwachsen der NS-Bewegung sich verstärkenden „Blut-und-Rasse-Diskurs“, zumal 1931 die bayrische Bischofskonferenz den Nationalsozialismus als mit der katholischen Lehre „nicht vereinbar“ beurteilt und abgelehnt hatte (S. 21).

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, Ende Januar 1933, brach dieser Damm gewissermaßen, als die deutschen Bischöfe im Juni ihre Verbote gegenüber dem NS zurücknahmen und nun die Regierung Hitler als die gottgewollte Obrigkeit auch durch den Abschluss des Reichskonkordates anerkannten. Nun begann die Zeit der so genannten „Brückenbauer“, in der katholische Theologen, aber auch Kirchenführer aus „völkisch-christlichem Engagement“ für den Nationalsozialismus warben und Gemeinsamkeiten mit der NS-Ideologie herausstellten und eine politische Zusammenarbeit anstrebten.

In der vordersten Front befand sich dabei nun Josef Engert, und „Propaganda für das NS-Regime“ galt ihm als „<Ehren- und Herzenssache>“ (S. 23). So unterzeichnete er im November 1933 mit ca. 1.000 Professorenkollegen reichsweit, auch allen Kollegen der PTH Regensburg, das „Bekennnis zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat“. Er wurde Mitglied des NS-Lehrerbundes und der Reichsschrifttumskammer. In einer Reihe von Schriften bekannte er sich eindeutig zum NS-Staat und dessen Rassenideologie. Hitlers „Mein Kampf“ war für ihn „ein grundlegendes Buch“, der NS-Staat das „Ergebnis einer göttlich vorbestimmten

Entwicklung der deutschen katholischen Tradition“ (S. 29). Sehr weit öffnete er sich zur NS-Rassenlehre und NS-Rassenhygiene, die er als fortschrittlich beurteilte. Dem „Anti-Volk Israel“ stellte er das „Germanentum“ gegenüber, das ihn begeistere (S. 31). Antisemitismus und christlicher Antijudaismus flossen so in seinen Schriften zu einem untrennbaren Amalgam zusammen.

Nach dem Kriegsende 1945 aber mutierte gewissermaßen der „Saulus“ zum „Paulus“: aus dem begeisterten Nazi-Anhänger Josef Engert wurde nun nach eigenen Bekundungen und Angaben ein entschiedener Nazi-Gegner, der, so gegenüber den amerikanischen Besatzungsbehörden geäußert, „unberührt vom nationalsozialistischen Gift“ geblieben sei (S. 45). Er wurde sogar – wie dies letztlich gelang, bleibt bis heute unklar – in einem Spruchkammerbeschluss im Rahmen der Entnazifizierung 1947 als „nicht betroffen“ eingestuft.

Schon im November 1945 konnte die PTH Regensburg unter dem Rektor Engert den Lehrbetrieb aufnehmen, die PTH sogar unter seiner Leitung ein „Auffangbecken für Nazikarrieristen“ werden, die ohne Entnazifizierungsverfahren in Regensburg beruflich unterkamen (S. 49).

1948 wurde Josef Engert aber nicht mehr als Rektor wiedergewählt, auch die Verlängerung seiner Professur wurde nicht bewilligt. Dabei soll seine Nazi-Vergangenheit eine wesentliche Rolle gespielt haben. Der Öffentlichkeit wurden die Zusammenhänge aber vorenthalten. In Regensburg erhielt der Emeritus Engert, der sich auch als Gründungsvater der späteren Universität sah, Ehrungen: Ihm wurde 1955 die städtische „Albertus-Magnus-Medaille“ verliehen und eine Straße nach ihm benannt. Seit 1979 verleiht die Stadt den Josef-Engert-Preis an Universitätsabsolventen.

Bis in die jüngste Zeit war Josef Engert für Regensburg und seine Universität ein Repräsentant für „Deutschlands Tradition der Aufklärung“ und für eine „Christlich-abendländische Geisteshaltung“ (S. 13). Erst neuerdings lassen die aufklärenden Forschungen von Robert Werner diese Bildbröckeln.

## Rudolf Graber: vom „Reichstheologen“ zum Bischof von Regensburg

Zu den „Brückenbauern“, sogar äußerst exponiert, ist Rudolf Graber zu rechnen. 1903 geboren, nach dem Theologiestudium 1926 zum Priester geweiht, Promotion in Rom 1929. Neben seiner Tätigkeit als Religionslehrer in Neumarkt (Oberpfalz) betreute er von 1931 bis Dezember 1933 als „Geistlicher Leiter“ den katholischen Bund von Gymnasiasten, „Neudeutschland“, im „Donaugau“ (Bistümer Eichstätt, Regensburg, Passau).

Auf einer Tagung des Bundes, der nach neueren Forschungen auch antiliberaler und antisemitischer Vorstellungen vertrat, hielt Rudolf Graber im Juni 1933 die Grundsatzrede: „Deutsche Sendung. Zur Idee und Geschichte des Sacrum Imperium“. Sie wurde in zwei Teilen Ende 1933 und Anfang 1934 veröffentlicht, aber erst sehr spät, nach seiner Ernennung zum Bischof von Regensburg, bekannt. Bis heute steht sie im Focus der Kritik an Rudolf Graber. In dieser Rede – so Robert Werner – „sprach er von der „<Übertragung der heilsgeschichtlichen Berufung, die Israel verwirkt>“ habe, „<und nun den Deutschen zuteil wurde: ausgewähltes Volk Gottes zu sein, civitas Dei, zur Heilighaltung der Ordnung, der Werte, zum Schutz und Förderung der Braut Christi, zur Befriedung des Erdkreises>“ (S. 73). Adolf Hitler war für Graber – so der Wikipedia-Artikel zu seiner Person – „<Retter, Vater und irdischer Heiland>“ und das Dritte Reich galt ihm als „<Rettung des Abendlandes vor dem Chaos des Bolschewismus, asiatischer Barbarei>“.

In den späten 30er Jahren wirkte Rudolf Graber als Religionslehrer, zeitweise als Domprediger in Eichstätt. Von 1941 und bis zur 1962 erfolgten Berufung zum Regensburger Bischof hatte er unterschiedliche Professuren an der Hochschule Eichstätt inne.

Im September 1933 trat Rudolf Graber der NS-Volkswohlfahrt (NSV) bei, seinen Anträgen von 1940, Mitglied der „Reichsschrifttumskammer“ zu werden, ist wohl nicht entsprochen worden.

Auch Rudolf Graber mutierte nach 1945 zum Nazi-Gegner. Die Angaben dazu

stammen alle von ihm selbst, durch Nachweise belegt wurden sie indes nie; einem Entnazifizierungsverfahren musste er sich wohl nicht unterziehen.

Als dann, in den 60er Jahren, erste wissenschaftliche Untersuchungen den „Brückenschlag“ des „Reichstheologen“ Rudolf Graber erörterten, der Spiegel diese aufgriff und thematisierte, die „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Unterfranken“ und deren „Deutscher Koordinierungsrat“ Aufklärung verlangten, ging Bischof Graber, die Zusammenhänge zunächst vertuschend, nur zögerlich auf die Vorwürfe und Anschuldigungen ein, behauptete dann schließlich, der inkriminierte Text sei in den entscheidenden Stellen von der Redaktion des Publikationsorgans 1933/34 geändert worden. Auch dafür konnte er keine Belege vorweisen.

Seinen eifrigsten und prominenten Verteidiger – wenn auch eher indirekt – indes fand Bischof Rudolf – und das ist eigentlich ein Skandalon bis heute – in Joseph Ratzinger.

Im Jahre 1968 wurde Joseph Ratzinger, wohl von Bischof Graber unterstützt, auf die eigens für ihn geschaffene Professur für Theologie an der Regensburger Universität berufen; 1976 revanchierte er sich, indem er für Bischof Rudolf eine umstrittene Ehrenpromotion beantragte und durchsetzte. 1986 hielt Joseph Ratzinger, inzwischen Kardinal und Präfekt der Glaubenskongregation in Rom, zum 60. Priesterjubiläum von Bischof Graber die Festpredigt. Darin würdigte er den Jubilar, vergleichbar mit den „Persilscheinen“ in den Entnazifizierungsverfahren nach dem Krieg: „<Wie nur wenige hat Bischof Rudolf in allen Wirrnissen der Zeit – zuerst gegen den Ungeist des Dritten Reichs und dann gegen den Falschgeist eines soziologisierten Christentums – standgehalten und uns das wahrhaft Heilende gerade dadurch gegeben, daß er ganz in der Mitte des Glaubens blieb und alles an der Mitte, am Kern des Evangeliums gemessen hat>“ (S. 73).

## Domkapellmeister Theobald Schrems: opportunistischer Karrierist

Gewiss kein „NS-Brückenbauer“ war der Leiter der so genannten „Regensburger Domspatzen“, Theobald Schrems, aber ähnlich den beiden anderen Regensburger Theologen verleugnete Schrems „sein herausragendes Engagement für das NS-Regime“ und behauptete sogar, „phasenweise verfolgt worden zu sein“ (S. 144).

Dagegen konnte Helmut Halter schon Anfang der 1990er Jahre aufzeigen, wie die Regensburger Domspatzen von ihrem Dirigenten instrumentalisiert und in gewisser Weise missbraucht wurden, um die Karriere von Theobald Schrems zu fördern: „Die ‚Domspatzen‘ im Braunhemd“ traten in Jungvolk-Uniform mehrmals vor Hitler auf, sangen auf Parteitagen und Nazi-Veranstaltungen, warben auf Auslandsreisen, von der NS-Partei und staatlichen Stellen unterstützt, für Nazi-Deutschland und gaben während des Krieges Konzerte auf Einladung der Wehrmacht.

Nach 1945 wurde im Bistum Regensburg auch diese Vergangenheit „schöngeredet“, Kritik zum Teil gar nicht wahrgenommen, sondern noch 2009 wurde von gescheiterten „Versuchen“ der „NS-Machthaber“ gesprochen „den Chor zu vereinnahmen“ (S. 136).

Großer Dank und vorbehaltlose Anerkennung gebührt Robert Werner dafür, dass er in seinen „Studien zur Verleugnung und Verdrängung der NS-Vergangenheit“ die „braunen Flecken auf dem Priesterrock“ der drei Regensburger Theologen klar markiert und konturiert hat. Denn nach 70 Jahren schienen diese – um im Bilde zu bleiben – arg verblasst, weil ein Kartell von Regensburger „Weißwäschern“: Bistumsverwaltung, Stadtverwaltung, Lokalpresse, Zeitzeugen und Universität bis heute eine Aufklärung zu verhindern suchte. Skandalös, dass auch Joseph Ratzinger in dieses Kartell einzureihen ist.

\*\*\*

## Fundsachen

---

"Und anders als für Protestanten ist für Katholiken die Zulassung zur Kommunion ebenfalls eine Frage größten Kalibers - geht es doch für sie um die physische Vereinigung mit dem Leib Christi und nicht bloß um die Teilnahme an einem Abendmahl."

So von Ludwig Ring-Eifel im Trierer Bistumsblatt "Paulinus" vom 1. November 2015 auf S. 3. unter dem Titel: "Zufriedene Gesichter nach langen Debatten" (in der Familiensynode)

Uns scheint diese ökumenische Lektion eine Entgleisung "größten Kalibers" von einem Herrn allergrößten Kalibers. Der Autor ist nämlich der Chefredakteur von KNA, also der offiziellen Katholischen Nachrichten-Agentur. Man fragt sich, wie kommt die Bibel dazu, trotzdem von Jesu „Abendmahl“ zu erzählen?

-----

In einer im März 2015 veröffentlichten Studie des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung wird festgestellt, dass Deutschland bis 2050 jährlich zwischen 300.000 und 500.000 Menschen aus Nicht-EU-Ländern aufnehmen muss, um ein Zusammenbrechen der Sozial-Systeme zu verhindern.

-----

„Die Mongolen waren von Haus aus meist Anhänger des schamanischen Glaubens. In ihrem Reich leben aber friedlich nebeneinander Buddhisten, Taoisten, Konfuzianer, Muslime, Manichäer, Juden, Nestorianer, Katholiken und viele Sekten. Jede Kirche erhielt ein gesetzliches Statut und eine eigene Gerichtsbarkeit. Dschingis Khan selbst interessierte sich für den Taoismus ... Viele Mitglieder seiner eigenen Familie, vor allem seine geliebte Schwiegertochter, sind nestorianische Christen“.

Aus: Friedrich Heer, Mittelalter von 1100 bis 1350, S.247

(Parkland Verlag)

-----

„Ohne Mampf keinen Kampf“, sagte Theo Reichert, Chef des Dienstleisters „Supreme Group“ mit Sitz in Frankfurt a. Main, vor kurzem auf einer Pressekonferenz. Das weltweit tätige Unternehmen liefert u.a. Wasser, Essen und Treibstoff an Truppen in Krisengebieten. Der Jahresumsatz beträgt rund 5,6 Milliarden Dollar, davon werden ein Drittel als Dividenden an die Besitzer ausgezahlt.

-----

Bei der (leichten) Bearbeitung des Textes „Institution – Macht – Evangelium“ von Hubertus Halbfas in diesem Heft (S. 192) fällt dem Redakteur, gleichsam als Bestätigung seiner Grundthese, ein Gedicht von Robert Gernhardt (1937 – 2006) in die Hände.

Plädoyer

Daß er die Kindlein zu sich rief,  
daß er auf Wassers Wellen lief,  
daß er den Teufel von sich stieß,  
daß er die Sünder zu sich ließ,  
daß er den Weg zum Heil beschrieb,  
daß er als Heiland menschlich blieb –  
ich heiße Hase, wenn das nicht  
doch sehr für den Herrn Jesus spricht

(Robert Gernhardt, Gesammelte Gedichte. 1954 – 2006, Frankfurt a. Main: S. Fischer Verlag, 4. Aufl. 2014, S. 84 )

\*\*\*

Michaela Dörr

## **Auf der Suche nach Formen des Dialogischen in der Kirche.**

Erlebnisse aus der Bistumssynode der Diözese Trier

Als die Bistumssynode 2013 startete und mein Dechant mich im September anrief, um mir mitzuteilen, dass ich im Dekanatsrat zur Wahl als Synodale vorgeschlagen worden war, hörte ich von dieser Zusammenkunft zum ersten Mal. Um zu überlegen, ob ich mich zur Wahl stellen wollte, forschte ich im Internet nach und fand einen schönen Comic auf der Bistumsseite, der sehr leicht verständlich erklärte, was eine Synode überhaupt ist.

Natürlich würde es eine zeitintensive Angelegenheit werden, aber es böte sich die Möglichkeit – wenn auch nur in geringem Umfang - die Entwicklung des Bistums mit zu gestalten. Leider konnte ich an der ersten Vollversammlung im Dezember 2013 wegen Krankheit nicht teilnehmen. Ich stieg am ersten „Erarbeitungstag“ im Robert Schumann Haus in Trier ein, der im Januar 2014 stattfand.

### **Leidenschaftlich vorgebrachte Ideen**

Nach dem ersten – höchst theologischen - Vortrag fragte ich mich allerdings, warum der heilige Geist meine Schritte in dieses Gremium geleitet haben sollte. Doch in den einzelnen Arbeitsgruppen wurden die Anliegen des Bischofs dann doch, Gott sei Dank, etwas konkreter und praktischer. Und in der Arbeitsgruppe des Pastoralreferenten Heiner Buchen fühlte ich mich gut aufgehoben. Als ein Leitmotiv soll gelten: Wir müssen genau hinschauen.

Auf der 2. Vollversammlung in Trier im Mai 2014 wurden dann die einzelnen Sachkommissionen konstituiert: 1. Diakonisches Wirken, 2. Missionarisch sein, 3.

Zukunft der Pfarrei, 4. Katechese, 5. Den Glauben an vielen Orten leben lernen, 6. Der Sonntag und die Gestaltung des Sonntagsgottesdienstes, 7. Gebet und gottesdienstliche Feiern, 8. Die Vielfalt der Charismen entdecken und wertschätzen, 9. Entwicklung der Rätestruktur.

Es gab im Plenum selber sehr großen Austausch darüber, wie die Synode arbeiten wollte. Selbstverständlich ist es in einer solch großen Versammlung mit 280 Mitgliedern sehr schwer, einen Konsens zu finden. Jede leidenschaftlich vorgebrachte Idee fand sofort auch sehr viele Gegenstimmen. Für mich als ungeübte Konferenzteilnehmerin waren diese 3 Tage sehr anstrengend. Doch es gab Entwicklungen, die mir große Hoffnungen für die Weiterarbeit gaben. Denn trotz aller unterschiedlichen Meinungen spürte man in der Synodenaula doch auch sehr oft das gemeinsame Wollen. Hier saßen 280 Menschen, denen die weitere Entwicklung ihrer Kirche vor Ort am Herzen lag, die leidenschaftlich für ihre Ideen eintraten. Sie stritten, rangen mit Formulierungen etc. Im Gegensatz zu den Erfahrungen, die man ansonsten häufig in seiner Umgebung macht, „brannten“ viele dieser Synodalen!

Neben den vom Bischof gewünschten Sachkommissionen wurde eine Zehnte ins Leben gerufen, und auch das gab – zumindest mir - einen zusätzlichen Schub, dass die Anliegen der Synodalen gehört werden und nicht nur das besprochen werden soll, was der Bischof und die Vorbereitungskommission sowieso schon angedacht hatten. Diese zehnte Sachkommission erhielt den Namen: Familien in all ihrer Vielfalt in Kirche und Gesellschaft und Geschlechtergerechtigkeit.

### **Forderung nach einer Zusatzkommission**

Alle anderen Sachkommissionen waren von der Vorbereitungskommission schon so angegeben, und der Bischof hatte mit jeder dieser Kommissionen auch spezielle Fragen verknüpft. Doch diese neue Sachkommission entwickelte sich aus den Nöten und Bedürfnissen der Menschen vor Ort. Also schienen die Anliegen der Menschen in den Gemeinden vor Ort doch

auch einen entsprechenden Platz finden zu können.

Die Arbeit in der Sachkommission kann ich insgesamt als sehr fruchtbringend beschreiben. Hier trafen sich regelmäßig 20-30 Menschen, die sich um das Thema (bei mir: Glauben an vielen Orten leben lernen) bemühten, es durchdachten, sich Expertenmeinungen einholten, viele verschiedene Orte besuchten, kontrovers diskutierten, um dann das Ganze auf einige wenige Empfehlungen einzudampfen - was das Schwerste daran war. Die Synode war für mich persönlich alleine wegen der Arbeit in der Sachkommission schon ein Erfolg, weil ich dort mit vielen tollen Menschen zusammenarbeiten durfte.

### Ernüchterung

Die bisher letzte Vollversammlung im September diesen Jahres, in der die Ergebnisse besprochen und evtl. schon abgestimmt werden sollten, war dann für mich - aber nicht nur für mich - eher wieder eine Landung auf dem harten Boden der Tatsachen. Ich hatte nach einer Ansprache des Bischofs den Eindruck, unsere eigentliche Aufgabe sei es gewesen, den großen Wurf für das Bistum zu wagen - aber irgendwie sollte dieser Wurf sich nun doch bitte nur auf eine Zelle in den Ausmaßen von 3x3 m beschränken ...

Der Aufbruchgeist der 2. Vollversammlung war - jedenfalls bei mir - zum großen Teil einer Ernüchterung und auch ein wenig der Enttäuschung gewichen.

Die Vollversammlung beschloss allerdings, eine Kommission einzusetzen, die daran arbeiten soll, aus der Vielzahl der bisherigen Empfehlungen größere Linien herauszuarbeiten; denn natürlich sind in den Sachkommissionen auch viele Empfehlungen ausgesprochen worden, die sich ergänzen oder zu gleichen Ergebnissen kamen. Wenn diese „Zusammenfassungen“ geschehen sind, ist es vielleicht in der kommenden Vollversammlung wieder eher möglich, über genaue Weichenstellungen im Bistum zu diskutieren.

Darüber hinaus ersehne ich mir, dass der „gute Geist“ der 2. Vollversammlung wieder in die Synodenaula in St. Maximin zurückkehrt und uns hilft, wirklich große und bedeutende „Schritte in die Zukunft

zu wagen“ und nicht nur kleine Trippelschritte.

*(Die Autorin ist Leiterin der Odilienschule, einer Grundschule in Dillingen)*

\*\*\*

---

## Leserbrief, 24.09.2015

---

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Imprimatur!

Ermuntert durch den Leserbrief von Bernhard Scherger, möchte auch ich mich für die jahrelangen Informationen und Beiträge über unsere „Amtskirche“, aber auch über „Personen-Fakten-Trends“ – und nicht zuletzt die „Glosse“ herzlich bedanken! Durch meinen ehemaligen Pfarrer Ludwig Prediger habe ich in München bei einer Hauptversammlung des „AKM“, bei der auch Kardinal Döpfner anwesend war, das Wirken der „AGP“ kennengelernt. Ich habe spontan meinen Beitritt erklärt und habe seit dieser Zeit „Imprimatur“. Ich durfte mit dem AKM-Vorsitzenden Prediger einige Jahre an den Hauptversammlungen in Hilders und Heppenheim teilnehmen. Ich freue mich, wenn ich die Namen von Edgar Utsch und Carl Peter Klusmann lese. Leider ist Hermann Münzel nicht mehr dabei. Dabei erinnere ich mich an eine lustige Episode einer „Klausur“ in Salzburg, wo ich letztere als „Nächtiger“ in meinem Haus in Piding begrüßen konnte.

In meiner jahrzehntelangen Zusammenarbeit mit Ludwig Prediger haben wir in der Gemeinde Kirche positiv erlebt! Ich war bei ihm 26 Jahre im PGR, 20 Jahre als Vorsitzender; durfte fast 25 Jahre als WGD-Leiter wirken. Er unterstützte mich im Dekanatsrat (23 Jahre, 12 Jahre Vorsitz), im Diözesanrat (21 Jahre, 12 Jahre Vorstand) und seit Jahrzehnten als Freund! Auch in meinen anderen „kirchlichen“ Laienämtern stand er mir bei!

Wenn ich in diesen Jahren über meinen Beruf gefragt wurde, sagte ich immer: „Im Gegensatz zu so manchem „Pharisäer“ in

unserer Mutter Kirche, bin ich „echter“ Zöllner“! Nun sind wir beide etwas müde geworden – und auch älter! Am 29.08.2015 wurde Ludwig Prediger 80!, ich war am 28. Juni 83 Jahre!

Mit herzlichen Grüßen

Max Arnold

\*\*\*

Lutz Lemhöfer

## **Crime time in Imprimatur: Blinder Glaube - Geschürte Gewalt**

Zu Andrew Browns Roman

„Trost“

Die Blut-Tat am Anfang könnte kaum grausamer sein: In einer der Synagogen von Kapstadt, auf dem Marmorpodest direkt unter dem Thoraschrein, wird ein toter Junge gefunden. *„Er trug eine weiße Kappe und eine weiße Baumwollrobe, die über die Beine und bis zu seinen Ellenbogen reichte. Oben hatte man sie herabgezogen, um seinen kindlichen Oberkörper zu entblößen. Sein Körper war von unterhalb des Nabels bis zum Brustbein aufgeschnitten worden. Die Gedärme schauten hellrot hervor. Ein weiterer Schnitt befand sich auf seiner Brust und war tief zwischen seine Rippen auf der linken Seite eingedrungen. Die Robe war dunkelrot verschmiert, doch auf dem Marmorboden gab es keine Blutlache. Das einzige Blut dort war für eine Reihe von seltsamen Zeichen verwendet worden.“* (S.46). Das auffallendste Kleidungsstück des Jungen ist ein muslimischer Gebetsmantel. Das ganze Szenario legt einen Ritualmord nahe, wie ihn klassische antijüdische Legenden immer wieder beschrieben haben. Auch und gerade im christlichen Abendland. Nur dass sich dies in Südafrika abspielt und das Opfer ein Muslim zu sein scheint. Und

die Polizei wird prompt mit anonymen Briefen des folgenden Kalibers versorgt. *„Jeder Jude, der das Blut der Gottlosen (Nichtjuden) vergießt, handelt so, als ob er Gott ein Opfer darbringen würde (Bamidbar Rabbah, c.21 Jalkut 772). Beherzigt dies, denn so lautet die Lehre der Juden. Martin Luther schreibt in seiner Schrift ‚Von den Juden und ihren Lügen‘: ‚Sie stachen und durchbohrten den Körper des Jungen Simon von Trient. Sie ermordeten auch andere Kinder...diejenigen die sie begehren und die sie glauben umbringen zu müssen, um die Heiden zu vernichten. SIE BETEN DEN TEUFEL AN UND BRINGEN MENSCHENOPFER DAR! HÖRET: SATANISMUS IST JÜDISCH!“* (S.66)

Mit den Ermittlungen betraut wird Inspektor Eberard Februarie vom Dezernat für Schwerverbrechen in Kapstadt. Warum gerade er, bleibt unklar. Weder ist er ein Spezialist für Religionsfragen noch eine Spitzenkraft der örtlichen Polizei. Sondern einer, der bei Beförderungen regelmäßig übergangen wird, eigenbrötlerisch, ein Alkoholiker mit gescheiterter Ehe: ausgerechnet er wird angesetzt auf einen politisch derart brisanten Fall. Bei dem er nicht nur die Tat aufklären muss, sondern zugleich dafür sorgen, dass militante Proteste aus der rasch alarmierten muslimischen Community nicht in Gewalt und jüdische Gegengewalt eskalieren. Die religiöse Atmosphäre scheint insgesamt angespannt; die Regierung ist drauf und dran, die staatliche Regulierung der Religionsgemeinschaften in einer sog. ‚Social Values Act‘ drastisch zu verschärfen, angeblich um den öffentlichen Frieden zu sichern. Unterstützt wird sie darin von einer dubiosen christlichen Freikirche, der ‚One Church‘, deren Pastor den Inspektor zu belehren sucht: *„Wir erleben Angriffe von allen Seiten. Es sind Angriffe auf unsere ganz normalen christlichen Werte, die der Familie, der Gleichheit, der Würde – Werte, die sich in unserer Verfassung niederschlagen haben. Das sind keine Werte, die man im Iran oder in Gaza oder in Lagos findet. Das sind die Werte der guten, anständigen Menschen dieses Landes, die Werte, für die wir gekämpft haben und für die wir notfalls auch sterben. Es sind universell gültige Werte, die nicht missachtet werden dürfen. Wenn man sich entscheidet, ihnen nicht zu folgen, weil man einer*

*fehlgeleiteten, fundamentalistischen Religion glaubt, dann sollte man sich nicht wundern, dass der Staat eingreift und gewisse Richtlinien vorgibt. Wenn bestimmtes Verhalten diese Werte verletzt, muss gehandelt werden. So einfach ist das. Ansonsten werden wir von Irrlehren überflutet – und von Konflikten anderer Völker, die nichts mit den unseren zu tun haben.“ (S.148)*

Zunächst verstärkt sich der Verdacht gegen die jüdische Gemeinde: Der geistig zurückgebliebene erwachsene Sohn des Synagogen-Hausmeisters war laut Polizeirecherche eindeutig am Tatort. Aber was hat er da wirklich gemacht? Und war der völlig unselbständige Mann womöglich Werkzeug eines Dritten? Der Befund des Gerichtsmediziners weckt Zweifel an der Ritualmord-Theorie: Das Opfer war kein Moslem, der Gebetsmantel nachträglich dazugelegt, die vermeintlich ritualisierten Schnitte falsch und laienhaft ausgeführt. Anders als man denken könnte, entspannt dies den drohenden Religionskonflikt kaum. In einem geheimen Treffen erläutert der Chef der militanten muslimischen Jugendbrigaden dem verblüfften Inspektor ganz offen, dass er nie an einen Ritualmord geglaubt hat, wohl aber an den historisch unausweichlichen Krieg mit Israel: „Es geht hier um Politik, nicht um Religion. Der Mossad und die israelische Rechte haben darauf hingearbeitet. Aber unsere Jugendbrigaden sind vorbereitet. Wir wussten, dass es so kommen würde. Das überrascht uns alles nicht. Es ist nur eine Frage des richtigen Timings. Der Krieg stand schon immer vor Ihrer Tür, Inspektor – genau wie in Beirut. Nur werden wir diesmal siegen. Allahu Akbar. - Der zerstückelte Junge in der Synagoge ist ein Anlass, kein Grund. Kriege bereiten sich über Jahre vor, aus vielen Gründen. Sie dienen vielen Interessen. Ein Anlass löst sie nur aus, wie wenn man eine Nadel in eine Blase sticht. Man ermordet einen Präsidenten, versenkt ein Schiff, eröffnet das Feuer auf Grenzwachen – damit wirft man den Wölfen nur Fleisch hin, um sie anzulocken. Dieser Junge war einfach das Fleisch, das jemand hingeworfen hat.“ (S.167f)

Das ist die eine Seite dieses religiös firmierenden Konflikts: sprungbereite Militanz

auf allen Seiten. Der Roman bleibt aber dabei nicht stehen. Er zeigt auch die andere Seite der Medaille: entschlossenen Willen zu Frieden und Deeskalation, wiederum auf allen religiösen Seiten. So trifft der Inspektor, als er wegen der sich hochschaukelnden Proteste vor der Synagoge den Rabbi aufsuchen will, überraschende Gäste: „Jetzt tauchte eine Gestalt in einer eleganten Robe am Tor auf und betrat den Innenhof. Sein geschnittener Bart und die durchdringenden Augen verliehen dem Imam eine beinahe surreal wirkende Würde. Abdullah Toefy streckte dem Rabbi die Hand entgegen: ‚Salam aleikum, Jonathan.‘ – ‚Shalom aleichem‘. Der Rabbi lächelte und schüttelte dem Imam die Hand. ‚Freut mich, Sie zu sehen, Abdullah. Unter anderen Umständen wäre es allerdings schöner.‘ Eberard sah die beiden überrascht an: ‚Sie kennen sich bereits?‘ – ‚Natürlich‘, erwiderte der Imam. ‚Wir sind Mitglieder des interreligiösen Forums, bei dem es um Toleranz und gegenseitiges Verständnis geht.‘ Der Rabbi warf einen Blick auf das halb offene Tor, hinter dem die Menge zu brüllen begann. ‚Etwas, was in unserem Land momentan nicht gerade großgeschrieben wird‘, entgegnete Eberard. – ‚Wohl wahr. Zu dem Forum gehören auch der anglikanische Erzbischof, ein Vertreter der katholischen Kirche, ein Quäker und andere. (...) ‚Ein Wahnsinn aus Intoleranz und Konservatismus greift weltweit um sich‘, stellte der Imam fest. ‚Eine Verringerung des gemeinsamen Nenners, ein wahrer Aufruf an die weniger Gebildeten und Intoleranten unter uns. Im Grunde ist es unwichtig geworden, was man sagt. Hauptsache, man schreit möglichst laut.‘ – ‚Es gibt eine neue Inquisition, und wir scheinen nicht in der Lage, sie zu stoppen.“ (S.86f) Im Hintergrund dieses Romans geht es also nicht darum, ob der Islam gewaltträchtig ist oder das Judentum oder das Christentum. Sondern darum, wer in den Religionen welchen der vielfältigen Traditionsstränge ins öffentliche Spiel bringt. Das entspricht übrigens der Analyse des Tübinger Friedensforschers Andreas Hasenclever, wonach in Gegenwartskonflikten Religion weniger als Brandursache, wohl aber als Brandbeschleuniger fungiert. Zudem seien in allen Religionen gewaltsame und frie-

denstiftende Elemente zu beobachten – wie eben auch in diesem Roman.

Zurück zum Krimi. Die Ermittlungen drohen in einer Sackgasse zu enden. Offenbar müssen noch weitere Akteure von draußen, jenseits der Religionsgemeinschaften, an der Mordtat beteiligt gewesen sein. Die Strippenzieher finden sich weder in der Synagoge noch in der Moschee. Dies herauszufinden wird doppelt schwer, weil anscheinend auch der staatliche Geheimdienst mit am Rad dreht und verdächtig schnell über Polizei-Interna informiert ist. Der Fall geht weit über den üblichen kriminalpolizeilichen Rahmen hinaus. Politische Interessen insbesondere des zuständigen Ministers scheinen eine Rolle zu spielen. Er bleibt im Hintergrund, tritt im Buch nicht einmal auf; umso deutlicher wird sein Sprachrohr, Pastor Jackson von der ‚One Church‘: *„Ich bin ein enger Freund des Ministers für Sicherheit und Soziale Werte, Minister Favi. Wir kennen uns schon seit langem. Ich war Gast bei zwei Staatsbanketten des Präsidenten. Ich habe Vorträge vor dem Exekutivkomitee für Soziale Werte gehalten. Ich habe die Diskussionschrift zur augenblicklichen Abänderung des Social Value Act ausführlich kommentiert. Diese Gesetzgebung wird ein dauerhaftes Erbe sein, ein Erbe für Christen auf der ganzen Welt. Die Beherrschung des religiösen Fundamentalismus steht im Zentrum unserer Hoffnung auf Weltfrieden, Mr. Februarie. Die Welt ändert sich. Schauen Sie sich nur an, was in Nordafrika und dem Mittleren Osten geschieht. Schauen Sie sich an, was in Nigeria und im Iran los ist. Einfache Menschen sind nicht länger gewillt, die Gewalt gegen Frauen und die Gehirnwäsche von Kindern hinzunehmen. Quelle für die Instabilität und das Elend in der Welt ist der falsche Glaube, dass jeder seine durchgeknallte Religion ohne Rücksicht auf die anderen praktizieren dürfen sollte.“* Jackson beugte seinen gedrungenen Körper vor. *„Die guten, gewöhnlichen Bürger dieser Welt leiden, Detective. Ihnen wird durch einige wenige geschadet, die meinen, sie ständen außerhalb der normalen sozialen Grenzen. Es ist endlich Zeit, diese Leute zur Raison zu bringen.“* (S.281f)

Wie soll ein kleiner Polizist, der von oben mehr behindert als unterstützt wird,

gegenüber einer solch vielarmigen Krake der Macht und Gewalt sich durchsetzen? Das Buch umschreibt die Situation in einem sehr anschaulichen Bild: *„In Südafrika gibt es eine gefährliche Schlange, die Ringhalskobra. Auch Speikobra genannt. Ich erinnere mich daran, wie mir mein Onkel erzählte, dass die Ringhalskobra am gefährlichsten ist, wenn man sie angreift, also wenn sie die Bedrohung spürt. Dann kann sie innerhalb einer Sekunde beißen oder spucken. In diesem Moment ist sie lebensgefährlich. Dann, meinte er, hat man nur zwei Möglichkeiten. Entweder verhält man sich völlig still und tut so, als wäre man gar nicht mehr da, während man darauf wartet, dass sie dorthin zurückgleitet, wo sie hergekommen ist. Auf diese Weise überleben beide, was aber auch bedeutet, dass man eines Tages vielleicht wieder mit ihr konfrontiert ist. Oder man will den Kampf zu Ende führen und stürzt sich auf sie. Man gaukelt ihr vor, sie nicht mehr entwischen zu lassen, indem man sehr laut und selbstbewusst auftritt und sie mit der eigenen Gegenwart sozusagen erdrückt. Dann legt sie sich hin, als wäre sie tot. Und dann kann man ihr den Kopf abschneiden.“* (S.313) Ob das im dramatischen Finale der Auflösung dieses Mordfalls gelingt oder nicht gelingt, klärt sich am Schluss – es wird aber natürlich hier noch nicht verraten.

Neben der zentralen Handlung, also der Mordermittlung und der Eindämmung des drohenden religiösen Konflikts, hat der Roman noch einige berührende Seitenstränge, bei denen es besonders um die nur mäßig gelingenden Beziehungen des in diesem Punkt eher unbeholfenen Inspektors geht: Um eine Prostituierte, die seine Freundin geworden ist, und um die spröde und zugleich einfühlsame Sozialarbeiterin der jüdischen Gemeinde, die keineswegs nur sozialarbeiterisch tätig ist. Sie und der Inspektor kommen sich zeitweilig auch persönlich näher. Einmal fragt Februarie sie, ob sie an Gott glaube; ihre Antwort ist bemerkenswert. Sie glaube, sagt sie, *„nicht an einen Gott, der eine Gruppe auswählt und eine andere verschmäht, und auch an keinen Gott, der entscheidet, wer lebt und wer stirbt. Gott lebt im Raum zwischen uns. Je näher wir uns kommen, desto mehr spüren wir seine Gegenwart. Je weiter wir uns entfernen, desto bedeutungslo-*

*ser wird das Leben. Für mich geht es bei Gott um Menschen, Gemeinschaft und Beziehungen.*“ Solche immer wieder eingestreuten Reflexionen geben noch weit über den Krimi-Plot hinaus Stoff zum Nachdenken.

*Andrew Brown: Trost. Verlag btb, 351 Seiten, 14,99 €*

\*\*\*

## Die Glosse

Rauschheim im sonnigen November 2015

Lieber Sepp,

im Zug nach München hat ein Fahrgast die Saarbrücker Zeitung liegen gelassen. Ich war vorwitzig darauf, womit die Saarländer ihre Zeitung füllen.

Das Interessanteste war eine ganze halbe Seite über den Umbau des barocken Pfarrhauses von Lebach unter der Überschrift an dem die zwei Treppenelemente von oben und unten zusammenlaufen.

So kann der „Hausherr“ bei schönem Wetter sich beim Hinabsteigen die Luft um die Nase streichen lassen, und muss nicht durch das Innere des Hauses (obwohl Barockhäuser bekanntlich großzügige Treppen und Gänge haben) an den Arbeitsräumen der Pfarrsekretärin, der Gemeindefereferentin, des Kooperators und dem Sprechzimmer vorbeischießen und schließlich die zweiseitige Haustreppe von 1775 in den Garten hinabsteigen.

Sepp, ich bringe das nicht zusammen: Unser Papst verzichtet auf seine bereitstehende, pompös ausgestaltete päpstliche Wohnung im Vatikanpalast, haust statt dessen im Zimmer 201 vom Gästehaus Santa Marta. Seine priesterlichen Amtsbrüder aber stellen Ansprüche wie Graf Koks.

Stell Dir vor, der Heilige Vater, tät für seine Papstresidenz, in die er aber auf Teufel komm raus nicht reinziehen will, die lebacher Idee übernehmen, indem dass er sich sagen würd: „Mir ist nicht zuzumuten, dass ich zum Brevierbeten oder zum

„Mehr Raum für die Pfarrgemeinschaft Lebach“.

Kostenpunkt für die Außenreparatur allein 270.000 €; über eine halbe Million fürs Ganze. Da fragt sich unsereiner, was an der Außenarbeiten so teuer ist. Unter dem Artikel gibt es ein Bild von vor der Renovierung und eines von nach der Renovierung. Was fällt auf? Die Fassade ist ausgebessert, neu gestrichen und das Dach saniert. Lass das mal 180.000, womöglich 200.000 € kosten!

Dann aber springt mir, auf dem Foto vom jetzigen Zustand ein neuer geräumiger Balkon samt einer aufwendigen Treppe, also keine übliche Feuerschutzleiter für einen Einpersonenhaushalt, ins Auge. Im Text steht nur: „Auch eine Außentreppe wurde aus den Privaträumen des Hausherrn (im ersten Obergeschoss) in den Garten“ geführt.

Sepp, wenn der Brandschutz keine Rolle spielt, dann fängt unsereiner an zu spekulieren, was der Aufwand kostet. Du musst Dir die Konstruktion so vorstellen: Alles in einer verzinkten Edelstahlbauweise mit einem Podest, das auf einer Stütze aufrucht, Nachdenken über die Kirchenleitung jedes Mal durch den Verwaltungstrakt in den vatikanischen Garten meinen Weg nehmen muss, auf dem mir alle möglichen Leut aus der Kirchenverwaltung begegnen können.“ Und der Franziskus tät sich eine geräumige Außentreppe an der Front seines Palastes vorbei bauen, die direkt in den Garten führt.

Aber der Papst richtet sich nicht nach der lebacher Lösung und die meisten Pastöre leider nicht nach dem Franziskus. Manche Pastöre glauben ein Anrecht auf jede Annehmlichkeit zu haben, und wäre sie noch so kostspielig. Viele entpuppen sich dabei eher in der Nachfolge des ehemaligen limburger Protz-Bischofs als kleine Tebartze. Franziskus dagegen wohnt im Gästehaus, fährt weiter im alten Renault 4, einer Rappelkiste.

Sepp, Enttäuschung über die Pfarr-Herren hin oder her, wir Alten wollen uns anstrengen, trotz allem katholisch zu bleiben, um nicht am Ende den Himmel zu verpassen und in der Hölle zu landen.

Bis zum Stammtisch am Donnerstag

---

Dein Kumpel und Freund Joseph

PS: Heute Morgen hab ich im Radio als Nachricht gehört: Vom Peterspfennig, der für den Heiligen Vater erbettelt wird, damit er den als wohltätige Hilfe an Arme verteilen kann, werden tatsächlich nur 20% für die Armen verwendet. Der Löwenanteil also tät hinter seinem Rücken in die

Schatulle der vatikanischen Würdenträger verschwinden und für fürstliche Wohnungen, prächtige Karossen, rote handgefertigte Benedikt-XVI.-Schuhchen, zur Sanierung der Vatikanbank und dergleichen draufgeputzt werden.

\*\*\*

**Die Redaktion sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von "imprimatur" danken zum Jahresende 2015 allen Leserinnen und Lesern für ihre Treue und Verbundenheit.**

**Wir wünschen Ihnen, liebe Freundinnen und Freunde, besinnliche und erholsame Advents- und Weihnachtstage sowie ein gutes und gesundes Jahr 2016!**